

KUSMIN, DER ZÄRTLICHE JOSEF

MICHAEL
KUSMIN
—♦—
DER
ZÄRTLICHE
JOSEF

Rusmin / Der zärtliche Josef
Erstes bis fünftes Tausend

Michael Kusmin

Der zärtliche Josef

Roman



Musarion Verlag München

Deutsch von Alexander Eltsberg
Umschlagzeichnung von Rolf von Hoerschelmann

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1919 by Musarion Verlag, München

Erster Teil

I

Die Feldwege waren trocken. Der Flachß lag auf den grünen Feldern braun in der Mitte, goldgelb am Rande wie goldener Heiligenschein auf alten, braunen Heiligenbildern. Die hoch dahinziehenden Wolken verhießen keinen Regen. Der Wind, der von den kristallklaren Seen kam, erfüllte den bunten Wald mit der Vorahnung winterlicher Stille. Laut dröhnten die Räder auf der morgens eingefrorenen Straße, und das runde, rostige Gesicht des Fahrenden war von der noch nicht beißenden Kälte noch rostiger geworden.

Er bog um die Kapelle und hielt vor einem großen Bauernhause. Von hier aus sah man das kalte blaue Wasser, das große Herrenhaus in der gelben Birkenallee und die Wälder am weiten Horizont.

Der Alte, der ihn durch das Fenster bemerkt hatte, kam heraus und sagte:

„Ach, junger Herr, wir hatten Sie heute gar nicht erwartet! Nun, was hat Tantschen Alexandra Matwejewna beschlossen?“

„Ich komme zu Ihnen eben in dieser Sache.“ Er sprang aus dem Kabriolet und stand groß, stämmig, in dicker Joppe und hohen Stiefeln da. Sein Gesicht war jung und zart wie bei einem Kinde. Auch seine Stimme klang kindlich weich.

Der Bauer fuhr fort:

„Ein großes Unglück ist uns geschehen!“

„Was ist denn los?“

„Den Paschka haben sie gestern auf der Fabrik erstochen.“

„Was?“

„In den Bauch hat ihn der Mörder getroffen, er war sofort tot.“

„Nun, hat man ihn erwischt?“

„Wie sollte man ihn nicht erwischen? Er war gar nicht davongelaufen, man packte ihn gleich auf der Stelle.“

„Wird es Ihnen unangenehm sein, wenn ich zu Ihnen ins Haus komme?“

„Nein, warum denn? Geschäfte hin, Geschäfte her, aber wir freuen uns immer über Ihren Besuch und sind Ihnen dankbar, Ihnen und der Gnädigen. Ich habe ja auch den seligen Grigorij Matwejewitsch gekannt, als er so alt war wie Sie jetzt.“

Während Jossif Grigorjewitsch die alten Stufen hinaufging, fragte er den Alten aus Höflichkeit nach den näheren Umständen der Mordtat und dachte dabei an den ermordeten Pawel, der in Gesicht und Figur Ähnlichkeit mit ihm, Jossif Grigorjewitsch Bardow, hatte.

„Was wird nun Marina anfangen?“ fragte er, in die enge Stube tretend, wo ihn Weihrauchduft umfing.

„Ich weiß es nicht, wird wohl vorläufig zu ihrer Tante nach Petersburg ziehen.“

Parfen holte schweigend aus dem Wandschränkchen eine Tasse und deckte selbst den Tisch; aus der Stube jenseits des Hausflurs klangen gedämpfte Weiberstimmen herüber.

Sie besprachen trocken und ernst das Geschäftliche. Jossif wollte schon aufbrechen, als sich in der Türe eine mittelgroße Frau in dunklem Kleid mit weißem Kopftuch zeigte. Ohne den Gast zu bemerken, begann sie sehr schnell und sehr aufgeregt zu sprechen:

„Parfen Iljitsch, laß mich gleich nach Petersburg fahren. Ich halt's hier nicht aus. Ich bitte dich, wie Mütterchen dich gestern gebeten hat: laß mich fort. Alles ist mir hier so verleidet: das Haus, der See, die Straßen, die Wälder, alles.“

„Auch Vater und Mutter?“

„Was quälst du mich? Du weißt doch selbst, ob ich gehorsam und freundlich bin, ob ich die Arbeit scheue . . . Jetzt ist aber nicht die Zeit, davon zu sprechen. Meine Seele geht zugrunde, wenn ich hier bleibe . . .“ Und sie weinte, ohne mit den Augen zu zwinkern. Parfen stand schweigend da und sah, wie Marinas Tränen ihre Wangen herunterrollten und auf die Enden des Kopftuches fielen.

„Auf Wiedersehen, grämen Sie sich nicht zu sehr,“ sagte Jossif Grigorjewitsch, die Klinke anfassend.

„Verzeihen Sie, Herr, daß das Mädel so hereingelaufen ist. Sie hat ja ganz den Verstand verloren. Geh' doch zur Mutter: glaubst du vielleicht, daß es den Herrn freut, deine Weibertränen zu sehen? Diese Weiber fangen ja immer gleich zu heulen an,“ fügte er hinzu, sich an den Gast wendend.

„Um Gottes willen, vor mir brauchen Sie sich keinen Zwang anzutun, ich muß längst nach Hause, Tantchen wartet.“

Marina fing von neuem an:

„Was soll ich meine Tränen verheimlichen? Soll es nur die ganze Welt sehen, was geht's mich an? Meine Seele war ebenso rein wie meine Liebe. Laß mich von hier fort, damit meine Seele nicht verzweifelt. Woran denke ich jetzt, was wünsche ich mir noch? Den Tod! Klopfe, klopfe an die Tür, ersehnter Gast, lieber Tod!“

Sie setzte sich auf die Bank neben der Türe, und die gleichen kargen Tränen rollten wieder auf das Tuch. Plötzlich wurde dreimal sehr fest ans Fenster geklopft. Alle fuhren zusammen.

Marina bekreuzigte sich und erstarrte. Hinter dem Fenster stand der dicke grauhaarige Dorfgeistliche. Er klopfte mit dem Peitschenstiel ans Fenster und winkte freundlich mit den Händen. Seine laute Stimme drang durch das Fensterglas in die Stube:

„Jossif Grigorjewisch, erweisen Sie mir die Gnade, nehmen Sie mich auf Ihrem Wagen bis Polischtschi mit. Unsere Straßen sind großartig: ich mußte meinen Wagen in der Schmiede zurücklassen. Ich wußte gar nicht, wie ich von hier weiter komme: alle Leute sind ja auf der Arbeit. Da sehe ich plötzlich Ihre Stute vor Parsens Hause stehen und denke mir: vielleicht fährt er nach Hause und nimmt mich mit?“

„Gerne, gerne, Vater Pjotr!“ sagte Bardow erfreut.

Die Räder rollten wieder über die hartgefrorene Erde, die Wälder flimmerten bunt, der Glachs lag einsam auf den Feldern, das Wasser blaute. Am Ufer braute man Bier für das nahe Fest. Die beiden Reisenden wechselten ab und zu einige Worte. Sie waren beide etwas dick und fanden im engen Wagen nebeneinander kaum Platz.

„Die Leute sind zwar Ketzer, aber rein menschlich tut mir dieser Parsen doch leid. Marina wird jetzt wohl zu ihrer Tante nach Petersburg in die Kolomenskaja-Vorstadt ziehen.“

„Ist sie reich, die Tante?“

„Sie sind alle reich. Hat man schon bei euch das Kraut geschnitten?“

„Ja, gestern.“

„Es gibt so furchtbar viel Reizker heuer.“

„Unser Hengst hat plötzlich zu hinken angefangen.“

„Wie geht's Ihrer Tante?“

„Ich danke, nicht schlecht.“

„Erwarten Sie Gäste zum Namenstag?“

„Es werden wohl welche kommen.“

„Sie haben ja so selten Besuch.“

„Ja, selten.“

Jossif begann mit seiner hohen, süßen Stimme ein eintöniges Lied zu singen. Der Geistliche hörte gerührt zu.

„Sie haben eine seltene Stimme, Jossif Grigorjewitsch, Sie sollten Geistlicher werden!“

„Ich weiß gar nicht, was mit dem Hengst los ist. Wir haben nach dem Veterinär geschickt.“

„Kommen Sie doch einmal zu uns, wir wollen die Tauben steigen lassen,“ sagte Vater Pjotr beim Abschied.

„Ja, ich komme sicher,“ antwortete Pardow lächelnd.

Jossif ging durch den Flur, durch das Treppenhaus, den Salon, das Eckzimmer und das Kabinett und klopfte an die Türe. Alexandra Matwejewna saß vor dem Spiegel und schminkte sich die mageren, runzligen Wangen; Jelisaweta stand hinter ihr und kämmte ihr das Haar; der Kutscher Parmen klebte, seine Ochsenaugen gesenkt, an der Schwelle und erstattete Bericht. Die Fenster waren verhängt, obwohl es ein Uhr nachmittags war; es brannten Kerzen, und es roch nach Puder. Die alte Dame wandte sich nach ihm um und sagte:

„Ach, du bist schon zurück, Joseph?“ Und sie reichete ihm ihre runzlige Hand zum Kusse.

II

Santchen saß im warmen Morgenrock, doch geschminkt und gepudert, klein und aufrecht am Fenster, das nach dem Hofe hinausging. Sie streifte die Asche von ihrer Zigarette ab und fuhr fort, Jossif mit ihrer hohen, dünnen Stimme zu diktieren:

„Hast du es? . . . „Als er die Wendeltreppe hinauffstieg, erblickte er Lisette, die im aufgeknöpften Mieder vor dem Spiegel stand. Mit bebendem Herzen sah er auf ihre zarte, rosige Brust, die durch das offene blaue Mieder schimmerte. Aber auch er blieb offenbar nicht unbemerkt, denn die Dame lächelte und sagte, ohne sich umzuwenden: »Es kommt jemand her, Joujou!« — Im gleichen Augenblick begann das kleine Hündchen unter den Röcken der Herrin auf den lauernden Kavaliere zu bellen. . . .“

Die Sonnenstrahlen fielen gerade auf die Gläser mit dem Eingemachten, die unter dem alten Schreibsekretär standen. Auf dem Sekretär prangten zwei Leuchter ohne Kerzen. Zwei große Wanduhren standen still. An der Wand hingen symmetrisch mehrere Photographien der gleichen Person.

Jossif malte lustlos seine großen kindlichen Buchstaben und blickte auf den Hof hinaus, der eben nach dem gestrigen Krautschneiden aufgeräumt wurde. Die Hunde bellten und schnappten nach dem Besen. Die Bauern schimpften verschlafen und rechneten einander alte Sünden vor.

Tantchen wurde plötzlich aufgereggt und rasselte mit der Klingel.

„Was wünschen Sie, ma tante?“

„Lisaweta soll kommen. Sie ist niemals da, wenn man sie braucht, die Nichtsnutzige!“

„Kann ich Ihnen irgendwie dienen?“

„Schreibe nur, Kind. Sie wird schon kommen.“

Lisaweta kam hereingerollt und fragte mit lauter Bassstimme:

„Was machen Sie für Skandal? Brennt es wo?“

„Was schreien Sie? Ich bin nicht taub. Sie kommen nie, wenn man Sie ruft!“

„Nun, was soll ich? Ihnen die Nase schneuzen?“

„Wie ertrage ich bloß diese Plage?!“ seufzte Tantchen auf. Sie besann sich aber gleich und sagte:

„Wo ist der Ami? Sie hören doch die Hundeschlacht draußen? Wie leicht kann Ami da hineingeraten! Er ist ja blind und kann nicht einmal auf den Sessel springen, darum habe ich auch für ihn den Schemel angeschafft. Die andern werden ihn sicher in Stücke reißen: er ist so alt! Laufen Sie doch hinunter und schauen Sie nach!“

„Sie sind alle beide nett: Sie und Ihr Ami!“ brummte Lisaweta.

„Man bekommt von Ihnen nichts als Grobheiten zu hören.“

„Nur Sie mit Ihrer Güte können sich von dieser Lisaweta alles gefallen lassen,“ sagte Jossif, als jene hinausgegangen war und die Türe hinter sich zugeschlagen hatte.

„Beleidige du mich wenigstens nicht, mein Freund! Niemals habe ich die guten Menschen leiden können: die Guten sind einfach dumm. Ich hänge an der Lisaweta aus Gewohnheit. Sie hat Charakter und Mut, und das schätze ich. Sonst ist sie natürlich ein ekelhaftes Geschöpf und hat vor mir nicht den geringsten Respekt.“

Vom Hofe klang Lisawetas Bassstimme herauf:

„Er schläft im Vorzimmer, Ihr Liebling, Sie können sich beruhigen!“

Tantchen wurde ruhig, machte einen langen Zug aus der Zigarette und diktierte weiter:

„... Er ließ den Fuß vom Bette herunter, fand tastend seine weichen Pantoffeln, stieg, da er an der Wand lag, über die Schlafende hinüber und trat ans Fenster.“

Ein anderes Frauenzimmer, das leise ins Zimmer gekommen war, meldete ehrerbietig:

„Ich habe schon die Apfel zum Einweichen vorbereitet. Wollen Gnädige anschauen?“

Tantchen fuchtelte mit den Händen:

„Sag's der Lisaweta Petrowna! Oder willst du vielleicht nachsehen, mein Freund?“

„Ganz wie Sie wünschen,“ sagte der Nefse aufstehend und die Bücher und Hefte zusammenpackend. „Wir arbeiten heute nicht weiter?“

„Es ist genug. Du bist zartfühlend, mein Kind, sei aber nie zu gut!“

Jossif küßte Alexandra Matwejewna die Hand und verließ, groß und stämmig, das Zimmer.

Er stand eine Weile auf dem Hof, blickte zum blauen Himmel hinauf, kletterte auf den Taubenschlag, um nach seinen Lieblingen zu schauen, und begab sich zu den Pferdestallungen und in den Viehhof. Der Besitz war nicht groß, und der Rundgang nahm sehr wenig Zeit in Anspruch. Vor dem Tore saßen müßig einige in warme Tücher gehüllte Mädchen. Er leistete ihnen eine Weile Gesellschaft, versuchte einen Ringkampf mit dem Pferdeknecht, sah sich die zum Einweichen bestimmten Äpfel an und begab sich schließlich, als es schon dämmerte, langsam und träge nach Hause.

Man dinierte auf großstädtische Manier sehr spät bei Kerzenbeleuchtung. Sie saßen zu dritt bei Tisch und tranken bei der Mahlzeit Wein. Tante Sascha vertauschte zum Essen ihren Morgenrock mit einem Kleid. Darüber trug sie immer, ganz gleich, ob es warm oder kalt war, eine weite Jacke. Lisaweta Petrowna teilte die Neuigkeiten mit, die sie aus der Zeitung herausgelesen hatte. Jossif sprach von Geschäften und Pferden, Tantchen frischte alte Erinnerungen auf und rief immer die Freundin zur Zeugin an.

„Wissen Sie es noch, Lisaweta (oder war es noch vor Ihnen?), wie Graf Pantusen mir den Antrag machte? Er drohte, sich zu

erschießen, und weinte. Ich mag aber solche Vorstellungen nicht und schätze die Freiheit über alles. Ob einer die Uniform oder den Bauernrock trägt, alle Männer sind im entscheidenden Augenblick gleich roh. Daß ich mich einem für mein ganzes Leben hingebe?! Nein, so dumm bin ich nicht, par exemple!"

„Was wurde also aus ihm?"

„Ach, mein Freund, etwas so Grauenhaftes, daß ich es gar nicht aussprechen kann!"

„Er nahm eben einen andern!" sagte Lisaweta mit ihrer Bassstimme.

„Ach, Lisaweta, Sie sagen alles immer so grausam!" sagte Tantschen, vom Wein und von den Erinnerungen in eine empfindsame Stimmung versetzt.

„Und wissen Sie noch, wie wir heimlich auf die Maskenbälle gingen?"

„Ja, das war ein Leben!" versetzte Lisaweta Petrowna lächelnd.

„Und das mit Oskar Iwanowitsch? Wie ich ihm sagte: Hinfahren will ich mit Ihnen, aber daß Sie mich nachher in Ruhe lassen: ich mag nichts von Dauer!"

„Sie mögen nichts von Dauer?" fragte Jossif lachend.

„Nein!" erwiderte Tante Sascha nicht ganz ohne Temperament.

Nach dem Essen gingen sie in den Salon, und unter Alexandra Matwejewnas Singern, die vom Wein so zärtlich geworden waren, lebten auf dem Klavier uralte Operetten auf. Lisaweta Petrowna saß auf dem Sofa und sang mit ihrer Bassstimme mit.

„Und die Zuffi! Wie sie in der ‚Esmeralda‘ über die Bühne schwebte!" Die zitterigen Beine der alten Dame versuchten das lustige Schweben einer Tänzerin nach der andern zu repro-

duzieren. Als sie sich schließlich zurückziehen wollte, taumelte sie plötzlich und mußte sich am Türpfosten festhalten.

„Von Kind auf habe ich Schwindelanfälle!“ flüsterte sie lächelnd, sich an Jossif wendend.

„Ja, wer's glaubt!“ bemerkte Lisaweta lachend und führte die Freundin am Arm hinaus.

III

Die Uhr ließ zwölf zischende dumpfe Töne erklingen, als Jossif, nachdem er an die zwei Minuten vor dem Heiligenbilde gestanden hatte, sich in seinem Zimmer beim Scheine des Lämpchens auszuziehen begann. Er bekreuzigte sich noch einigemal sehr schnell, schlüpfte ins Bett, das unter ihm knarrte, und die zarten Daunen der Kissen waren schon bereit, ihn mit süßem Schlummer zu empfangen. Im überheizten kleinen Zimmer konnte er aber sehr schlecht einschlafen, und er begann, wie er es oft nachts tat, den Geräuschen, die durch die dünne Bretterwand aus Tantschens Schlafzimmer klangen, zu lauschen. Er sah jenes Schlafzimmer deutlich vor sich: gleich neben seinem Bett steht ein Koffer, neben dem Koffer — Tantschens Nähtischchen, zwischen den Fenstern — der Toilettentisch, in der Ecke — die Heiligenbilder, ferner die Kommode, der Tisch und in der anderen Ecke — Tantschens Bett. Er stellte sich sogar vor, was Tantschen jetzt macht: sie steht im bloßen Heind vor der Kerze und sucht, vor dem Zubettgehen, nach Flöhen.

Lisawetas Stimme fragte:

„Werden Sie heute die Schminke abwaschen?“

„Nein . . .“ gestand die andere etwas zaghaft.

„Und warum verheimlichen Sie es noch immer? Alle wissen es ja; ich glaube, auch die Urina weiß es längst.“

„Glaubst du? Woher soll sie es wissen? Woher soll sie es wissen?“ Tante Sascha wurde auf einmal unruhig.

„Ich hab's nur so gesagt. Vielleicht weiß sie auch nichts.“

Tantchen schwieg eine Weile, ließ irgendein Geschirr erklären und begann von neuem:

„Das Gesicht altert früher als der Körper... Warum ist das eigentlich so eingerichtet?“

„Damit der Mensch sich demütigt,“ erwiderte die Bassstimme.

„Weißt du,“ schwatzte Alexandra Matwejewna weiter, „was die Ärzte sagten, ist Unsinn, sie sagen es nur, um den Menschen Angst zu machen... Sie stecken mit den Popen unter einer Decke. Dann sagen sie auch alle zehn Jahre was anderes: bald soll man trinken, bald soll man nicht trinken; heute soll man nach dem Essen spazieren gehen, morgen soll man liegen. Marie Sentin schminkte sich immer und blieb doch bis zu sechzig Jahren bezaubernd, weißt du es noch?“

„Ist eben die gleiche Frage geblieben, die sie war.“

„Ach, wie kannst du das sagen?! Sie war wirklich gar nicht übel, sogar sehr pikant... Bind mir mal das da auf...“

Bei solchen nächtlichen intimen Gesprächen pflegte Tantchen selbst zu Lisaweta Petrowna „du“ zu sagen.

„Und weißt du, diese Marie hatte weder in den Achseln noch sonst irgendwo Haare gehabt... Du verstehst, nirgends... Sie wandte sich sogar an einen Arzt, aber der sagte ihr: ‚Aber erlauben Sie, so ist es ja viel interessanter, viele Damen wollen, daß ich ihnen die Haare entferne... Ganz im Gegenteil!...‘“

„Sieh einmal an!“ sagte Lisaweta aus bloßer Höflichkeit.

Sie hörten, wie Jossif sich auf seinem Bett umdrehte, und klopften an die Wand. Tantchens zitterige Stimme fragte:

„Schläfst du, Kind?“ Jossif meldete sich nicht, und sie gab sich selbst Antwort.

„Er schläft!“

Jossif schlief auch schon wirklich unter den leisen Geräuschen, die zu ihm herüberklangen, ein. Wie durch eine Wasserschicht hindurch hörte er noch die Worte: „Soll ich ihn herschicken?“ — „Ja!“

Er träumte von Marie Senkin und Schurotschka Bardow. Beide sind geschminkt und tanzen mit hochgerafften Röcken, und er kann sehen, daß die erstere wirklich nirgends Haare hat. Schurotschka aber schreit: „Schläfst du? Ich schlafe. Soll ich ihn herschicken? Ja!“ Da tritt ein langer, hagerer Erzbischof ein und fragt: „Welche von euch ist das Schlachtopfer?“ Beide fallen auf ihre Angesichter nieder, und der Rutscher Parmen steht mit dem Messer in der Hand dabei und meldet: „Eben habe ich ein Kalb geschlachtet, Eminenz!“

Er erwachte voller Angst und wußte nicht, ob es Nacht oder Tag oder Abend war. Aus Tantschens Schlafzimmer klang Seufzen und schweres Keuchen herüber. Eine Männerstimme flüsterte: „Befehlen Gnädige noch?“ Und Tantschen antwortete viel zu laut: „Ja, zum Abschied.“ Durch den Korridor schlürften Schritte. Jossif graute es, noch länger in seinem überheizten, vom schwachen Lämpchen erleuchteten Zimmer zu bleiben. Er warf sich den Schlafrock um und trat in den Korridor. Er schlich sich tastend durch die Finsternis, als seine Hand plötzlich auf etwas Warmes stieß.

„Wer ist da?“ schrie er auf.

„Ich!“ antwortete eine Flüsterstimme.

„Wer, ich?“

„Urina,“ klang es noch leiser. — „Ich bin die Wäsche holen gekommen. In aller Frühe wird gewaschen, und ich hab gestern vergessen, sie zu holen.“

„Warum machst du kein Licht?“

„Ich wollte nicht, daß Lisaweta Petrowna mich sieht: Sonst schimpft sie, daß ich die Wäsche nicht schon gestern geholt habe.“

Jossif hielt Arina fest, konnte aber ihr Gesicht nicht sehen. In ihrem Flüstern klang etwas, was ihm große Angst machte. Er steckte ein Bündholz an und hielt es ihr vors Gesicht. Sie war blaß und lächelte wie immer, wenn sie Wäsche wusch, Apfel einlegte, oder der Tante Meldung erstattete. Jossif zündete in der Wäschekammer eine Kerze an und fragte:

„Und was macht dein Mann Parmen?“

„Parmen schläft,“ antwortete Arina lächelnd, aber ihre Augen funkelten unruhig.

„Und du willst Wäsche waschen?“

„Und ich will Wäsche waschen.“

Plötzlich ertönten Schritte, und die beiden verstummten.

Lisaweta Petrowna trat im Unterrock und Nachtjacke in die Wäschekammer und fragte:

„Was ist hier für eine Versammlung? Warum schlafen Sie nicht, Jossif Grigorjewisch? Wie, schämen Sie sich nicht, nachts mit Weibern in der Wäschekammer zu stecken? Und was hast du hier zu suchen?“ wandte sie sich an Arina.

Arina schwieg, und Jossif antwortete:

„Sie ist die Wäsche holen gekommen.“

Lisaweta Petrowna piff durch die Zähne und sagte:

„Ich kenne diese Wäsche! Mach, daß du fortkommst, du Diebin! Marsch, hinaus!“

„Was macht Tantchen?“ fragte Jossif.

„Was soll Tantchen machen? Der Kerl ist halbtot, und Tantchen schläft.“

Die Schlafzimmertür knarrte; Lisaweta blies augenblicklich die Kerze aus. Alle drei hielten den Atem an und sahen Par-

men, ohne Stiefel, die Ochsenaugen zu Boden gesenkt, aus dem Schlafzimmer kommen. Tantschen stand im bloßen Hemd an der Schwelle, hielt die Kerze hoch über dem Kopf und reckte sich auf den Zehenspitzen, um den Rutscher auf die Stirne zu küssen. Die Schminke floß ihr übers Gesicht. Parmen schlich sich leise, mit großer Mühe die Beine bewegend, davon. Die Türe wurde zugemacht, das Licht verschwand.

Urina sagte:

„Parmen schläft, Tantschen schläft.“

„Warte nur, du sollst was erleben!“ brummte Lisaweta.

IV

Jossif fuhr gegen Abend nach Polischtschi. Um das Pferd wieder zurückschicken zu können, hatte er Parmen mitgenommen. Aufmerksam, mit neuem Gefühl musterte er die große Figur des Rutschers und sein rotbackiges Gesicht mit dem langen schwarzen Schnurrbart, dem rasierten Nacken und den großen Ochsenaugen, die er fast immer gesenkt hielt. Er war wie gewöhnlich ernst und voller Würde. Jossif hielt sein nächtliches Erlebnis für einen Traum und wollte Parmen gerne danach fragen, wußte aber nicht, wie die Rede darauf zu bringen. Schließlich fragte er:

„Hinkt der Hengst noch?“

„Er hinkt.“

„Warst du beim Veterinär?“

„Jawohl.“

„Hast du viel zu tun, Parmen?“

„Genug.“

„Nun, wir fahren ja wenigstens bei Nacht nicht aus, wie es die andern tun.“

„Nein, das tun wir nicht.“

„Wir können also nach Herzenslust schlafen.“

„Gewiß.“

Jossif schwieg eine Weile und begann wieder:

„Geht's deiner Frau Arischa gut?“

„Es geht ihr schon gut. Warum soll es ihr nicht gut gehen?“

„Ich habe dich gestern gesehen, Parmen.“

„Wie meinen?“

„Ich sage, daß ich dich gestern gesehen habe, wie du nachts durch den Korridor von Tantschen kamst.“

Parmen errötete und schwieg. Jossif saß dicht neben dem Rutscher und betrachtete unverwandt ihn und seine Lippen, mit denen er gestern Tantschen geküßt hatte. Parmen sagte schließlich:

„Wenn Sie es gesehen haben, so brauch' ich's nicht zu leugnen. Sagen Sie aber dem gnädigen Fräulein lieber nichts davon, daß Sie mich gesehen haben, Herr: es nützt niemand, und sie wird sich nur schämen.“

„Ich denke gar nicht daran, es ihr zu sagen. Sie ist aber schon recht alt, die Tante?“

„Ja, jung ist sie nicht,“ antwortete Parmen mürrisch und begann von andern Dingen zu reden.

Unter schwankenden Brücken rauschten schnelle Bäche dahin. Aber auf den Sümpfen und Pfützen schimmerte schon das erste, von einem Kreismuster bedeckte Eis.

Jossif Grigorjewitsch, der einen bestimmten Gedanken nicht los werden konnte, begann:

„Hör' einmal, Parmen, verschaffst du mir vielleicht...“ Er kam nicht weiter.

„Ein Mädel?“

„Ja,“ bestätigte der junge Herr kaum hörbar.

„Wird schon gehen.“

„Gib dir etwas Mühe . . .“

„Sie können ruhig sein.“

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch dort droben . . .?“

klang es plötzlich aus dem Walde. Die Fahrenden hielten.

„Ich glaube, es wird Vater Psotr sein. Man sollte ihn rufen, sonst treibt er sich bis zum Abend hier herum, und wir treffen ihn nicht zu Hause.“

„Liebt er denn so spazieren zu gehen?“

„Ist sogar großer Liebhaber davon.“

„Jagt er?“

„Nein, irrt nur so herum.“

Auf ihre Rufe erklang ganz in der Nähe Antwort, und bald darauf kam, in den Zweigen raschelnd und hie und da durch das dünne Eis der Pfützen einbrechend, Vater Psotr, die Rutte hoch gerafft, einen Stock in der Hand, grauhaarig und rotbackig zum Vorschein.

„Wir haben Sie schon aus der Ferne singen hören.“

„Ja, ich hab' wohl gesungen. Plötzlich hörte ich Pferdegetrabe und Rädergerassel und strebte gleich auf euch zu.“

„Wir wollen aber zu Ihnen. Sind Sie jetzt frei?“

„Ich bin frei, frei in Christo. Herzlichst willkommen! Schicken Sie den Parmen heim, und wir gehen zu Fuß weiter. Es ist nicht weit: ich führe Sie den kürzesten Weg, es sind nur ein-einhalb Werst. Wir gehen den Pfad der wilden Tiere. Alle Sümpfe sind ja eingefroren.“

Sie gingen durch den stillen herbstlichen Wald, hie und da schwerfälliges Wild auffscheuchend und über den hartgefrorenen

Boden gleitend. Vater Pjotr redete ununterbrochen; er war vom heiteren Himmel, dem frischen Wind, den Hügeln und dem Walde gleichsam berauscht. Er schritt mit seinen schweren Stiefeln rüstig aus, blieb bald, den Kopf in den Nacken geworfen, stehen, brach bald mit seinem Stoß das Eis entzwei, und lauschte bald dem niederen Flug eines Auerhahns.

„Das liebe ich! Das liebe ich!“ sagte er immer wieder, schritt wieder aus, und sang mit seinem Bass:

„Wer hat dich, du schöner Wald . . .“

Als er über einen Bach hinüberwollte, brach er ein. Eine kleine silberne Forelle zappelte, vom Wasser herausgespült, auf dem Eise. Vater Pjotr stand ganz naß im Wasser, haschte mit den Händen nach dem Fisch und versuchte ihn mit seinen dicken Fingern unter die zarte Eisdecke zu schieben.

„Das liebe ich! Das liebe ich!“ sagte er immer wieder.

Als er endlich zu Hause war, setzte er sich an das Pianino, spreizte die Arme auseinander und begann wieder seinen „Schönen Wald“.

In der Türe erschien eine kleine, rundliche Frau und sagte:

„Das Pianino werde ich dir fortnehmen, Vater.“

„Es ist deine Sache.“

„Meine Tochter, die verwitwete Jekaterina!“ stellte er sie Jossif vor.

Die Witwe begann sehr ungezwungen zu sprechen, die runden Augen rollend und mit der stumpfen Nase schnuppernd.

Sie wohnte recht weit, auf der gleichen Fabrik, wo sich auch die andere Tante Jossifs, Marja Matwejewna, aufhielt; auf diese Tante kam auch sofort die Rede.

„Wieso kommt es, daß ich Sie noch nie beim Vater getroffen habe? Sie besuchen ihn wohl nie, obwohl Sie in der Nachbarschaft wohnen!“

„Nein, ich besuche ihn wohl von Zeit zu Zeit. Sonst haben wir ja fast gar keinen Verkehr.“

„Ich glaube, Ihr Tantchen ist sehr menschenscheu?“

Sie aßen bei Tageslicht, einfach, aber gut zu Mittag. Jekaterina Petrowna setzte sich gleich nach dem Essen an das Pianino, das sie dem Vater wegzunehmen drohte, und spielte etwas sehr laut und oft mit der linken Hand danebengreifend. Vater Pjotr befaßte sich währenddessen mit dem Kirschschnaps.

„Offen gestanden, liebe ich es nicht, bei Ihrem Tantchen Alexandra Matwejewna im Hause Messen zu lesen. Sie ist sonst eine reizende Dame, glaubt aber nicht an Gott, nimmt am Gottesdienste niemals teil, und so fühle ich mich bei ihr immer als Gast und nicht als Priester.“

„Woher weißt du, daß sie an Gott nicht glaubt? Daß sie nie in die Kirche kommt, ist noch kein Beweis.“

„Ich habe mit ihr mehr als einmal darüber gesprochen. Sie zeigt nicht das geringste Interesse.“

„Kommen Sie doch bald wieder: wir werden uns sehr freuen.“

„Ja, ich werde gern kommen.“

Sie gaben sich eine Weile mit den Tauben ab, dann tranken sie wieder Tee, Jekaterina Petrowna spielte, und Vater Pjotr sang. Auch Jossif sang mit seiner hohen, süßen Stimme. Katja sagte plötzlich träumerisch:

„Was für eine Stimme! Ich könnte ewig zuhören. Haben Sie denn niemals Gesangsunterricht genommen? Wie merkwürdig! Warum kommen Sie niemals zu uns auf die Fabrik? Bei uns ist es so lustig!“

„Ich komme nie dazu . . .“

„Sie könnten auch mich besuchen.“

Vater Pjotr fügte hinzu:

„Und mit Viktor spielen.“

„Bitja ist ja noch ein Kind!“

„Nun, mein Enkel ist fünfzehn Jahre alt. Und Sie, Jossif Grigorjewitsch?“

„Achtzehn vorbei.“

„Ist's möglich?! Ich hielt Sie für älter.“

„Eine kindliche Seele hat er, Alte!“ sagte Vater Pjotr, Jossif auf's Knie klatschend.

Jekaterina Petrowna verzog etwas das Gesicht, wurde aber nach einer Weile wieder lustig.

— Ja, wenn ich eine solche kriegen könnte! — sagte sich Jossif, an sein Gespräch mit Parmen zurückdenkend.

Der Kutscher sagte auf der Heimfahrt:

„Die Domna wird wohl am besten passen.“

„Welche ist das? Urinas Schwester?“

„Ja, die Glogäugige.“

V

Sante Sascha hatte Migräne und jagte Lisaweta Petrowna aus dem Schlafzimmer. Diese saß nun auf dem Sofa mit Jossif und war so offenherzig wie immer in den seltenen Fällen, wo sie sich getränkt fühlte.

„Fünf Jahre lebte ich schon von Alexandra Matwejewna getrennt und fühlte mich im Schwesternheim wie zu Hause. Was schauen Sie mich so an? Sie glauben wohl, daß es mir schwer fiel, mit meinem Charakter dort auszuhalten? Ja, es war wohl sehr schwer, aber mein Charakter war doch nicht immer so schlecht wie jetzt. Einmal sagte man mir aber: Jrgendein Herr

erwartet Sie im Sprechzimmer.' Ich ging hinaus und erkannte meinen Herrn Gemahl im ersten Augenblick gar nicht wieder: einen Bart hatte er sich stehen lassen und war dick und braun geworden wie ein Amerikaner."

"War er denn nicht schon tot?"

"Wie Sie hören, war er noch nicht tot. Er fleht mich also an, daß ich zu ihm zurückkehre, schwört mir ewige Treue usw. Ich frage ihn nicht viel, wo er diese fünf Jahre gesteckt hat, weigere mich zwar nicht, zu ihm zurückzukehren, bin aber schon durch diesen Besuch so sehr aufgereggt, daß ich nicht mehr die Kraft habe, mir noch länger Gewalt anzutun und mich für die andern aufzuopfern. Also schreibe ich an Alexandra Matwejewna, und sie schreibt mir gleich zurück: ‚Spucke auf alle und komm zu mir.‘ Und so fanden wir uns wieder, als ob wir uns vor fünf Jahren gar nicht entzweit hätten."

"Nun, Sie haben es ja bei Tantschen recht schön: sie liebt Sie und kann ohne Sie keinen Schritt tun."

"Sie kann ohne mich allerdings keinen Schritt tun, aber sie liebt nur sich selbst. Das Ganze ist wohl nicht von Dauer. Was fang' ich aber an, wenn es wieder einen Krach gibt?"

Ein kleines Mädchen stürzte herein und blieb vor Lisaweta Petrowna stehen. Diese fragte:

"Was ist denn los?"

"Parmen prügelt die Urischka."

"Eine nette Beschäftigung. Und weiter?"

"Weiter nichts."

"Wenn weiter nichts ist, so brauchst du auch nicht so ohne Grund hereinzulaufen," sagte Lisaweta und erhob sich auf ein Klingelzeichen aus dem Schlafzimmer vom Sofa.

Das Mädchen berichtete Jossif in großer Aufregung:

"Wie er sie prügelt! Das ganze Haar hat er ihr zerzaust, das

Blut läuft ihr aus der Nase, und alle schauen zu . . . Auf dem Hofe sind sie . . ."

"Wofür prügelt er sie denn?" fragte Jossif, gleichfalls aufstehend.

"Er bringt ihr Vernunft bei," antwortete das Mädel so ernst wie eine Erwachsene und machte dem jungen Herrn die Türe auf.

Unten auf dem Hofe zerrte Parmen, von Neugierigen umgeben, Arina an den Haaren herum. Bald warf er sie zu Boden, bald hob er sie wieder auf, und die Schläge regneten dumpf auf ihre wattierte Jacke. Die Frau stöhnte und bemühte sich nur, mit der schon blutbefleckten Hand die blutende Nase abzuwischen. Die Zuschauer äußerten weder Mitgefühl noch Empörung. Erst als Parmen sie endgültig von sich stieß, und Arina auf allen Vieren zur Kutscherwohnung kroch, wurde das laute Stimmengewirr der Meinungen und Proteste durch den lauten Bass Lisawetas unterbrochen. Sie schrie aus dem Fenster:

"Schert euch vom Hof! Was ist das für eine Versammlung? Das gnädige Fräulein ist krank."

"Warum hast du sie so geprügelt?" fragte Jossif Parmen, der schweigend abseits stand.

"Sie schwätzt zu viel von Dingen, über die sie schweigen soll!" Nach einer Weile fügte er hinzu:

"Kommen Sie doch heute zu unserer Abendunterhaltung."

"Ach ja, richtig!" versetzte Jossif errötend.

Aus der Kutscherwohnung stürzte ein etwa sechzehnjähriges Mädchen mit blassem Gesicht und auffallend hervorquellenden Augen heraus. Sie schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, fiel über die verprügelte Arina her und half ihr, laut aufheulend, auf die Beine.

Jossif konnte kaum erwarten, bis das Essen zu Ende war und

Barmen ihn abholte. Das Unwohlsein der Tante verkürzte zu seiner Freude das Beisammensein nach Tisch.

Als die neuen Gäste, sich in der niederen Türe bückend, in die enge Bauernstube traten, tanzte man gerade zur Ziehharmonika den „Sechser“. Der Gesang und die Musik verstummten; als aber die Leute sahen, daß die Gäste lustig waren und sich einfach gaben, wurde es gleich wieder lustig. Jossif sang im Chor mit den andern und sogar solo allerlei bekannte Lieder und schien ganz vergessen zu haben, wozu er eigentlich gekommen war. Domna setzte sich zu ihm heran. Sie trug eine wattierte Jacke und Filztiefel.

„Komm, tanzen wir einmal!“

„Gut, warum auch nicht?!“

„Lehre mich, ich kann's nicht recht.“

„Versteh' ich denn auf städtische Manier zu tanzen?“

„Warum hat Barmen heut' deine Schwester so geprügel?“

„Woher soll ich's wissen?“

„Willst du, daß ich dir Geld für ein neues Kleid schenke?“

„Und was wird Fomka dazu sagen?“

„Was für ein Fomka?“

„Der Einäugige.“

„Du brauchst es ihm eben nicht zu zeigen.“

„Gut, bordeaux. Scher' dich, Teufel!“ schrie sie einen einäugigen Burschen an, der sie am Arm packte und in den Kreis der Tanzenden ziehen wollte.

„Diese Prinzessin!“ brummte jener, Jossif mit seinem einzigen Auge zublinzelnd. Der junge Herr trennte sich, auf ein Zeichen Barmens, recht ungern von der Gesellschaft und ließ den Burschen und Mädchen zum Abschied etwas Geld zurück. Sie gingen unter dem sternbesäten dunklen Himmel irgendwohin. Barmen sagte:

„Es ist abgemacht. Domna wird sofort zur Iwanowna kommen, so haben wir's verabredet.“

„Wer ist dieser Fomka? Ihr Bräutigam?“ fragte Jossif.

„Sie hat schon viele solche Bräutigame gehabt. Er läuft ihr einfach nach.“

Iwanowna geleitete ihn schweigend in eine finstere Stube, in der sich die Fenster mit dem Sternenhimmel ganz schwach abzeichneten. Sie zündete keine Lampe an. Jossif sah nichts und hörte nur, wie jemand kam, sich neben ihn setzte und seinen Hals mit den Armen umschlang. Domnas Stimme flüsterte irgend einen Unsinn, und Jossif schmolz vor süßer Angst. Er sah weder ihre Blözauge noch das andere einzige Auge, das durch die Türspalte hereinschaute, aber nichts sehen konnte.

VI

Der Schnee, der am Zweiten gefallen war, lag zum allgemeinen Erstaunen ohne zu schmelzen da, und in den Zimmern herrschte auf einmal eine Winterstimmung. Tantschen saß im warmen Morgenrock am Fenster und legte eine Patience. Plötzlich sah sie einen großen Mann in Pelzmütze mit Ohrenklappen über den weißen Schnee auf das Haus zugehen.

Sie klingelte sehr aufgeregt der Lisaweta und fragte sie: „Wer ist eben gekommen?“

„Niemand. Wen wollen Sie denn?“

„Nein, es ist eben doch jemand gekommen: ein großer blonder junger Mann.“

„Sie haben geträumt,“ brummte die Freundin.

„Du hältst mich wohl für verrückt?“

„Vielleicht war es der Schreiber von Trebuschenko, der manchmal unsere Pferde leiht. Ich glaube, er ist groß; ob er aber blond oder rothhaarig ist, weiß ich nicht, hab' mich auch niemals für ihn interessiert. Sie haben viel zu scharfe Augen.“

„Wo ist er jetzt?“

„Woher soll ich das wissen? Entweder hier, oder schon fort.“

„Gehen Sie einmal hinaus und erkundigen Sie sich. Ich muß ihn sprechen.“

„Hat schon wieder Feuer gefangen!“ brummte Lisaweta, ging aber hinaus, um sich zu erkundigen. Alexandra Matwejewna folgte ihr eine Minute später, von Ungeduld getrieben, mit leichten schwankenden Schritten. Nach etwa vierzig Minuten kehrten die beiden, in ein lebhaftes Gespräch vertieft, zurück. Es hörte sich so an, als wenn sie stritten. Jossif hatte Tantschen noch nie in diesem Zustande gesehen: man konnte selbst durch die Schminke sehen, wie ihr Gesicht vor Zorn oder Begierde glühte. Sie sagte zu Lisaweta „du“:

„Du redest Unsinn, Lisaweta: er ist viel hübscher als Jean Bogrebin. Du siehst ja nichts: dieses liebe Lächeln, diese Bescheidenheit, dieses freundliche Wesen. Reizend ist er!“

„Von mir aus können Sie ihn abküssen, diesen Schreiber! Was geht's mich an? Ich will es lieber gar nicht sehen!“

Tantschen erbleichte plötzlich, so daß ihr Gesicht nur noch von der Schminke allein rot war, und sagte leise:

„Das hängt ganz von Ihnen ab.“

„Was hängt ganz von mir ab?“

„Daß Sie es nicht sehen,“ sagte Tantschen noch leiser.

„Sie wollen mich einfach vor die Türe setzen?“

„Sie können es auffassen, wie Sie wollen.“

Lisaweta Petrowna ging hinaus und schlug die Türe hinter

sich zu. Tantschen wandte sich nach ihr gar nicht um. Jossif sagte leise:

„Was regen Sie sich so auf, ma tante? Soll ich Lisaweta Petrowna zurückrufen?“

„Bemühe dich nicht, mein Freund!“ Sie beugte sich zu ihm vor und sagte: „Diese Lisaweta ist schlecht und neidisch; man lernt die Menschen doch niemals richtig kennen und muß von ihnen immer alles Schlechte erwarten. Ist es denn meine Schuld, daß ich noch immer das Leben genieße? Begreif' es doch! Schau nicht auf mein Gesicht, sind aber meine Arme nicht die gleichen wie einst?“ Sie streifte mit einem schnellen Ruck die weiten Ärmel zurück und zeigte ihr mageres, gelbes Fleisch, das wie die Haut einer Truthenne von kleinen Pickeln übersät war. Jossif schlug die Augen nieder und sagte:

„Gewiß, ma tante, Sie haben recht.“ — Er konnte aber nicht wissen, wie diese Arme einst ausgesehen hatten.

„Die Arme und alles,“ sagte Tante Sascha und versuchte ihren Morgenrock oben am Halse aufzuknöpfen.

In die Türe, die diesmal von keiner Lisaweta bewacht war, stürzte plötzlich Arina herein und begann mit einer Energie, die man von ihr gar nicht erwartet hätte:

„Ich komme zu Euer Gnaden!“

„Geh zu Lisaweta Petrowna!“ erwiderte Tante Sascha, mit den Händen fuchtelnd. Aber Arina wiederholte sehr bestimmt:

„Zu Euer Gnaden!“ Ohne auf die Erlaubnis zu warten, begann sie abgerissen und aufgereg, mit wilden Blicken um sich schauend, zu reden:

„Wie soll es werden? Domna ist ja noch ein Kind. Geht denn das? Sagen Sie doch dem Jossif Grigorjewitsch, daß er sie in Ruhe läßt! Sie kann ja noch heiraten. Die Leute laufen ihr nach, alle lachen über sie!“

„Was spricht sie, Kind? Was hast du damit zu tun? Ich verstehe gar nichts!“ stammelte Tantschen.

„Ich weiß nichts,“ flüsterste Jossif kaum hörbar und errötete. Urina kam noch einen Schritt näher und begann von neuem:

„Die Warwara sagte ihr neulich: Geile Dirne. Das Mädel heulte dann bis zum Abend, und wer ist schuld?“

„Was kommst du zu mir mit jedem Unsinn? Muß ich mich denn auch um eure Sachen kümmern? Wende dich an den, der Schuld hat!“

„Ich wende mich ja auch an Sie, Jossif Grigorjewitsch, daß Sie sie in Ruhe lassen!“

Tantschen versetzte erregt und aufs höchste erstaunt:

„Du, mein Kind? Was muß ich hören! Die Frau ist wohl betrunken?“

„Haben Sie mich vielleicht betrunken gemacht?“ schrie Urina auf.

„Beruhigen Sie sich, ma tante, die Frau hat recht.“

„Meint sie also wirklich dich, Joseph? Mein Kind, laß dich küssen!“

Urina schrie nun ganz laut:

„Es genügt ihnen nicht, daß sie mir den Mann genommen haben, jetzt bandeln sie auch mit der Schwester an! Und das nennt sich eine Herrschaft!“

„Was erzählt sie da? Natürlich ist sie betrunken. Ich glaube, sie wird grob. Was für einen Mann hat man dir genommen? Wer hat ihn dir genommen?“

„Urina, mach, daß du 'rauskommst!“ sagte Jossif.

„Was für einen Mann? Meinen Parmen. Ein Narr ist er, daß er sich für Geld mit so einer Kuhhaut abgibt!“

Tantschen sprang auf, setzte sich wieder hin, schwang die gesprungene Klingel und schrie zugleich:

„Hinaus! Hinaus mit euch allen beiden, mit dir und Barmen!“

Da Urina noch einen Schritt näher kam, fiel Tantschen auf das Sofa hin, hob beide nackten Arme als Schutz vors Gesicht und schrie auf:

„Sie wird mich noch schlagen! Mein Gott!“

Jossif packte Urina, die sich wehrte und noch krakehlte, an den Schultern, stieß sie zur Thür hinaus und eilte zu Alexandra Matwejewa, die in einer nicht erheuchelten Ohnmacht lag.

Als sie wieder zu sich kam, zog sie die offenen Ärmel wieder herunter und flüsterte mit matter, süßer Stimme:

„Es ist also wahr, das mit dem Mädchel?“

Jossif nickte bejahend. Die Dame setzte sich halb auf und fragte noch süßer:

„Wie war es das erstemal? Das mußt du mir erzählen. Nein, wart, ich will Lisaweta rufen.“

Sie hatte aber noch nicht Zeit gehabt, die Hand nach der Klingel auszustrecken, als Lisaweta selbst mit einem Haufen Kleider in den Händen und mehreren Schachteln unter den Armen ins Zimmer kam. Sie schmiß alle diese Sachen Tantschen vor die Füße, und die schwarzen, blauen und grauen Röcke und Jacken aus Kattun, Wolle und Satin flogen als bunter Schwarm über den Boden. Ein blaues Satinleibchen fiel Alexandra Matwejewa auf die Knie. Lisaweta hatte die schwarze Schwerstertracht mit weißer Pelerrine an. Tantschen flüsterte:

„Mein Gott, sie ist ja von Sinnen!“

Lisaweta Petrowna ergöhte sich eine Weile an diesem Effekt und sagte schließlich:

„Leben Sie wohl! Wünsche Ihnen viel Glück zu Ihrem neuen Geliebten. Ich will nichts Fremdes haben. Da haben Sie alle

Ihre Geschenke wieder. Ich bin nackt hergekommen und will nackt gehen."

"Sie ist wirklich von Sinnen! Mein Kind, lauf ihr nach, sprich mit ihr!"

"Wo läufst du hin? Hast mich beinahe umgerannt!" sagte eine dicke Dame, auf die Jossif im Korridor stieß.

"Ach, sind Sie es, Anna Matwejewna?"

"Ja, ich. Auf dem Hofe ist kein Mensch, im Vorzimmer kein Mensch. Seid ihr in eurem Loch ausgestorben?"

"Nein, warum?"

"Ich wollte noch zur Abendmesse herkommen, habe die Pferde müde gehezt. Werdet ihre eine Messe haben? Geht es meiner vielgeliebten Schwester gut?"

"Danke, es geht ihr gut."

"Ich glaube, sie schläft?"

Anna Matwejewna stieg als erster Gast mit schweren Schritten die Treppe hinauf und ging auf das ihr angewiesene Zimmer, um sich zu waschen. Auf dem Hofe stand der schneeverwehte Wagen, um den sich einige vermummte Gestalten zu schaffen machten.

VII

Das alte Fräulein Bardow hatte nur selten Gäste. Zwei oder dreimal im Jahre kamen bei ihr immer dieselben Personen zusammen, die oft nach einfacher ländlicher Sitte auch ihre eigenen Gäste oder auch sonstige Leute mitbrachten, denen sie in der winterlichen Einsamkeit eine Zerstreuung verschaffen wollten, oder von denen sie eine solche erwarteten. Oft brachten sie auch

Leute mit, die zwar niemandem Zerstreung bieten konnten, die sich ihnen aber nur der Gesellschaft wegen anschlossen. So kamen auch jetzt außer dem Vater Pjotr und der Dorfschullehrerin, die zu den „zu Fuß Kommenden“ gehörten, noch vier andere Gruppen von Gästen, die im Hause nach geographischen Gesichtspunkten untergebracht wurden: die am nächsten Wohnenden bekamen die Zimmer in der Nähe des Schlafzimmers der Hausherrin, und die weiter Wohnenden — die entlegeneren Räume. Da aber alle diese Gruppen in bezug auf das Geschlecht und die Lebensalter gemischt waren, so kam es letzten Endes wie in einer Patience so, daß alle Könige sich in dem einen Zimmer fanden, alle Damen — in einem andern und alle Buben in einem dritten. In Jossifs Zimmer wurden die beiden Schwestern Gambakow, Pawla und Sinaida, zwei alte Damen von uraltem Adel, die in großer Armut in der Nachbarschaft lebten und nur einen gemeinsamen Mops besaßen, untergebracht. Sie sahen einander zum Verwechseln ähnlich, froren immer und zankten ewig miteinander.

Anna Matwejewna bildete zwar eine Gruppe für sich, teilte aber ihr Zimmer mit ihrer Schwester Marja Matwejewna, die auf der Fabrik wohnte. Anna war die jüngste von den drei Schwestern Pardow und zeichnete sich durch größeren Verstand und eine üppige Figur, auf die sie nicht wenig stolz war, vor den andern aus. Sie wohnte in einem kleinen Provinznest, kam aber oft in geschäftlichen Angelegenheiten — sie übte den Beruf eines Winkeladvokaten aus — selbst in die Hauptstädte. Wie sie ihre Prozesse führte, weiß Gott allein; sie war aber energisch, scheute keine Verschleppung, brachte fast jeden Fall durch alle Instanzen bis vor den Senat und konnte sich nicht über Mangel an Klienten beklagen. Sie hatte immer alle Hände voll zu tun und erzählte einem jeden mit dröhnender Stimme lange Geschichten

von ihren Prozessen. In der allerletzten Zeit kränkelte sie zwar, hatte aber noch immer die Haltung einer Königin. Sie lebte immer allein und war den Menschen gegenüber sehr streng. Sie ging nur sehr ungern und mit allerlei Klauseln darauf ein, daß man ihre Schwester Marja für die wenigen Tage im gleichen Zimmer mit ihr unterbrachte. Marja Matwejewa, die von der Fabrik in Begleitung ihrer Tochter Ssonja, der Popentochter Jekaterina Petrowna, deren Sohnes Viktor und eines gewissen Iwan Pawlowitsch Jegerew kam, war die einzige von den drei Schwestern Bardow, die ihren alten adeligen Familiennamen mit einem demokratischen und dazu noch unrussischen – Dreistück – vertauscht hatte. Obwohl ihr Mann, der Ingenieur Dreistück, der an der Fabrik zwölf Jahre lang angestellt gewesen, schon vor zehn Jahren gestorben war, wollte sie das alte Nest nicht verlassen. Sie und die andere Witwe, die Tochter des Vaters Pjotr, Jekaterina, führten gemeinsamen Haushalt und unterhielten einen Mittagstisch für die unverheirateten und weniger gutbezahlten Fabrikangestellten. In ihrer Gesellschaft befand sich ihre Tochter, die bucklige Ssonja, die abgesehen von diesem Defekt ein gesundes Aussehen hatte, aber an seltsamen Anfällen litt, und der Sohn Jekaterinas, der fünfzehnjährige Viktor, ein ausgelassener Bengel, der allgemein für „eine Strafe Gottes“ gehalten wurde.

Iwan Pawlowitsch Jegerew, der mit ihnen gekommen war, spielte im Leben der Fabrikgesellschaft eine sehr gewichtige Rolle, die zu seiner bescheidenen Stellung, über die kein Mensch genau was zu sagen wußte, in gar keinem Verhältnis stand. Einzelne, übrigens sehr wenige Leute, hielten ihn für einen unerträglichen Schwärzer und beriefen sich auf sein eigenes Geständnis, nach dem er eine despotische Großmutter gehabt hatte, die ihre Enkel zwang, sie stundenlang zu unterhalten, wobei sie sie ununter-

brochen zwickte; dieser Erziehung habe er eine ungemein entwickeltes Mundwerk zu verdanken, das selbst in den ungewöhnlichsten Situationen niemals versage. Die meisten hielten ihn aber — aufrichtig oder bloß aus Denksfaulheit — für einen klugen Menschen mit großer organisatorischer Begabung und und für das unersetzliche Mitglied all der Vereine, Klubs, Leseabende usw., deren Einrichtung die Direktion der großen Fabrik der Ispolatowschen Erben für eine Forderung der Zeit hielt. Er war eher jung als alt, hatte ein spitzes Bärtchen, einen edlen Blick, eine melodische Stimme und die Gewohnheit, sehr viel abstrakte Worte zu gebrauchen. Man erzählte sich, daß er mit Jekaterina Petrowna ein intimes Verhältnis unterhalte; das Gerücht blieb aber unbeglaubigt; auch war dieser Held von seiner organisatorischen Tätigkeit so sehr in Anspruch genommen, daß ihm wohl gar keine Zeit für einen konkreten Roman übrig blieb. Die beiden von einander sehr verschiedenen Kinder — der ausgelassene Viktor und die stille Ssonja — konnten ihn im gleichen Maße nicht ausstehen.

Das große Zimmer, in dem Jekaterina Petrowna Dserow mit Marjas Tochter Ssonja einquartiert war, teilten mit ihnen eine gewisse Adelaïda Platonowna Dmitrewskij und deren Tochter Ljolja, die sich periodisch auf dem Landgute, das genau in der Mitte des Weges zwischen der Fabrik und dem Dorfe Alexandra Matwejewnas lag, aufhielten. Die Dame zeichnete sich hauptsächlich durch eine unglaubliche Geschwätzigkeit aus und sprach ebenso gerne wie schnell von allen möglichen Gegenständen, mit Vorliebe aber von ihren Bekanntschaften und Beziehungen in literarischen Kreisen, womit sie aber hier auf dem Lande fast niemand imponieren konnte. Sie bekam übrigens tatsächlich ab und zu Besuch bald von dem einen, bald von dem andern Künstler oder Dichter, die sie dann in einem fort von

einem ihrer Bekannten zum andern schleifte, wobei sie in Gegenwart des Betreffenden im Flüsterton dessen Berühmtheit, sei es auf dem Gebiete der Kunst, sei es auf dem des Skandals erläuterte. Besonders viel Material lieferte ihr der Schriftsteller Adwentow, der sie auch jetzt begleitete und den alle auf Grund ihrer Erzählungen für ein Ungeheuer hielten. Dieser benahm sich aber ebenso wie die andern, sprach wenig und höflich und bevorzugte die Gesellschaft des Studenten Bessakatsnj, der in Eigenschaft eines Hauslehrers bei den Dmitrewskijs wohnte. Auch im Hause der Tante Sascha trennte man sie nicht von einander und gesellte zu ihnen als dritten den Herrn Jegerew. Jossif aber schlief im Eßzimmer mit Vater Pjotr und Viktor.

Der Schnee, der am zweiten November gefallen war, lag noch immer da und wollte gar nicht schmelzen.

VIII

Ssonja kam aus ihrem Zimmer, schloß hinter sich leise die Türe und sagte:

„Ljolja ist eingeschlafen.“

„Ist sie so müde von der Reise?“ fragte Jossif, der am Fenster stand, durch das die schon schrägen Sonnenstrahlen hereinfließen.

„Ich fürchte, daß sie krank ist.“

„Was hat sie denn?“

„Sie ist oft krank. Es ist nicht gefährlich, aber schrecklich.“

„Warum schrecklich?“

„So.“

Ssonja stellte sich neben Jossif und begann mit dem Finger

auf der angelaufenen Fensterscheibe Kreise zu zeichnen. Sie reichte ihm gerade bis an den Ellenbogen.

„Wer ist denn jetzt bei Ljolsja?“

„Niemand. Sie schläft. Sag' es keinem Menschen, vielleicht wird auch nichts daraus.“

„Warum bist du mit ihr so befreundet? Ihr seht euch ja so selten!“

„Ich liebe sie sehr. Auch dich, Joseph, liebe ich, obwohl ich dich selten sehe.“

„Du bist sehr gut, Ssonja.“

„Ich bin nicht gut, ich liebe nur wenige Menschen: Ljolsja, dich, Viktor.“

„Und die Tante Mascha?“

„Meine Mama? Natürlich liebe ich auch sie, aber doch ganz anders: sie ist nicht so zärtlich.“

„Ist denn Viktor zärtlich? Ich glaube, er ist ein ausgelassener Bengel.“

„Es ist möglich; ich weiß es nicht. Er ist wohl schlecht, aber sehr zärtlich.“

„Du sprichst ganz wie eine Erwachsene. Das ist so komisch.“

„Es kommt davon, daß ich ein Krüppel bin.“

„Wer hat dir das gesagt? Denke niemals daran, sprich niemals davon! Wer hat dir das gesagt? Die Tante oder Jekaterina Petrowna?“

„Niemand. Sie alle fürchten es. Ich aber fürchte nichts und weiß es. Mich kann niemand lieb haben.“

„Ssonja, schweig, um Gottes willen! Liebe ich dich denn nicht?“

Sie wandte sich mit ihrem Buckel zum Fenster, lachte leise auf und sagte:

„Wie dumm bist du doch, Joseph! Spreche ich denn je davon?“

Und dann noch etwas: kennst du Adventow? Du solltest mit ihm reden. Er kann für dich viel mehr tun als ich, viel mehr als alle. Für dich muß man jetzt aber etwas tun. Sprich doch mit ihm. Willst du es mir versprechen?"

„Gut, ich verspreche es dir. Wozu brauch' ich es aber?"

„So. Höre auf mich und höre auf ihn, obwohl ich ihn nicht liebe.“

„Ssonja, ich glaube, du willst mich nur irreführen.“

„Nein, nein. Jemand kommt.“

„Ich höre nichts.“

„Du wirst es schon hören,“ sagte die Bucklige etwas gereizt.

„Ich will jetzt gehen. Ich bin den ganzen Tag noch nicht ausgewesen. Der Abend ist so wunderschön. Ich will ein wenig durchs Dorf gehen.“

„Ich gehe mit.“

„Nein, nein, Adventow kommt eben her. Sprich jetzt mit ihm.“

„Warum glaubst du, daß er es ist? Du hast ihn wohl vom Fenster aus gesehen?"

„Ja, gewiß, ich habe ihn mit meinem Buckel gesehen. Wenn Ljolja nach mir verlangt, ruf' mich herauf. Ich werde ganz in der Nähe auf- und abgehen.“

Sie ging hinaus, um den Pelzmantel und das warme Tuch zu holen. Nach wenigen Augenblicken hörte Jossif tatsächlich leichte schnelle Schritte, und aus den inneren Zimmern kam jemand, in dem er Adventow mehr ahnte als erkannte.

Dieser kam näher und fragte:

„Ist jemand hier? Sind Sie es, Sserjoscha?"

„Nein, das bin ich, Jossif.“

„Was machen Sie im Dunkeln? Und warum ist es hier so leer? Wo sind alle Leute hin? Schlafen denn schon alle? Ich kenne die hiesigen Sitten nicht.“

„Ich weiß selbst nicht, wo alle sind. Ich habe nur Ssonja gesehen.“

„Ach, Ssonja Dreistück? Ein seltsames Kind!“

„Sie ist ja bald achtzehn.“

„Ihr Körperfehler macht sie zu einem Kind, und zugleich ist sie mehr als eine Erwachsene.“

Jossif zündete die Lampe an, sah auf Adventow's braunes, recht gewöhnliches Gesicht und überlegte sich, wie die versprochene Unterredung zu beginnen.

„Wie gefällt es Ihnen im Winter auf dem Lande?“

„Was die Natur betrifft, so kann darüber nur eine Ansicht sein: sie ist im Winter von einer ganz unwahrscheinlichen Märchenpracht. Sonst lebe ich ganz nach meinem Geschmack: arbeite viel, habe intime Freunde und kann, wenn ich will, immer verreisen.“

„Ich glaube, Sie sind mit den Dmitrewskijs sehr intim?“

„Ja, zum Teil auch mit den Dmitrewskijs.“

„Sie sind auch mit Ssergej Pawlowitsch eng befreundet, — ich glaube es bemerkt zu haben.“

Adwentow lächelte.

„Sie merken alles.“

„Adelaida Platonowna hat es auch gesagt.“

„So, auch Adelaida Platonowna?“

„Ssergej Pawlowitsch ist ja sehr nett.“

„Sehr nett.“

Ssonja kam leise in Pelz und Kopftuch herein und sagte:

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie unterbreche. Joseph, du mußt mit mir kommen.“

„Darf ich mich vielleicht auch anschließen?“ mischte sich Adwentow ein.

Ssonja schwieg eine Weile und sagte:

„Nein, Sie müssen bleiben.“

„Ganz wie Sie befehlen. Können Sie mir aber vielleicht sagen, wo alle stecken? Es ist hier wirklich wie in Dornröschens Schlosse.“

„Nur Ljolja allein schläft. Ssergej Pawlowitsch spielt mit Viktor Dame. Vater Pjotr schaut ihnen zu, und Herr Jegerew unterhält mit seiner Beredsamkeit alle Damen.“

„Ich danke Ihnen, Sie sind gut unterrichtet.“

„Ich bin immer gut unterrichtet. Das ist meine Spezialität.“

„Die für Sie wohl verschiedene Vorteile hat.“

„Wie ich sehe, nicht nur für mich allein. Gehen wir doch!“ sagte sie zu Jossif, der sich schon fertiggemacht hatte.

Ssonja ging schnell voraus und schleppte Jossif über die schneeverwehte, noch holprige Straße mit. Sie stieß eine Gartentpforte auf, blieb vor dem erleuchteten Fenster eines der Bauernhäuser stehen und flüsterte Jossif zu: „Schau!“ In der Stube standen vor dem brennenden Lämpchen Parmen, Arina und Fomka.

„Kennst du diese Leute?“ fragte Ssonja, am ganzen Leibe zitternd.

„Ist dir kalt? Natürlich kenne ich sie.“

„Warum brennt bei ihnen Licht?“

„Ich weiß es nicht. Morgen ist Tantschens Namenstag.“

„In den andern Häusern ist es aber dunkel. Kennst du sie gut?“

„Und ob!“

„Schau nur, was sie tun.“

Parmen legte vor die Heiligenbilder irgendeinen Gegenstand hin, und alle drei verneigten sich bis zur Erde. Arina nahm eines der Heiligenbilder aus dem Schrein, alle küßten es der Reihe nach, stellten es wieder in den Schrein und verneigten sich vor einander bis zur Erde. Ssonja zitterte wie im Fieber.

„Es ist schrecklich, Joseph! Du kannst es dir gar nicht vorstellen, wie ich mich fürchte.“

„Ich verstehe nichts. Was fürchtest du so, Ssonja?“

Sie liefen schweigend über die nun dunkle Straße dem Hause zu. Ein vermunntes weibliches Wesen rief sie an:

„Gnädiger Herr, Jossif Grigorjewitsch, sind Sie es?“

„Wer bist du?“

„Das bin ich, Domna. Gnädiger Herr, lassen Sie Ihnen nur zwei Worte sagen.“

„Jetzt nicht, jetzt nicht.“

„Joseph, höre sie an, ich bitte dich!“

„Nein, nein.“

„Sonderbar!“

„Gnädiger Herr, haben Sie doch die Gnade, bleiben Sie nur einen Augenblick stehen,“ flehte das Mädchen.

„Nein, nein, jetzt nicht.“

Und sie liefen weiter. Ssonja hing schwer an seinem Arm und sagte immer wieder:

„Ich hab' solche Angst! Warum hast du sie nicht anhören wollen?“

„Glaube mir, es ist irgendein Unsinn. Du weißt ja nichts. Pamen, Arina, Domna, — man muß sie doch alle kennen.“

„Nun, was ist mit ihnen?“

„Das kann ich dir gar nicht sagen.“

„Warum nicht?“

„Es geht ja schließlich nicht nur mich allein an.“

„Sehr gut. Wenn du es mir nicht sagen kannst, so sag' es Vater Pjotr. Du weißt ja, was für ein würdiger Mensch er ist. Und zwar heute noch.“

„Ja, Vater Pjotr kann ich es wohl sagen.“

„Du kannst nicht nur, du mußt!“

Sie kamen nach Hause gerade in dem Augenblick, als sich alle zu Tisch setzten. Nach dem Essen begann die Abendmesse. Alexandra Matwejewna blieb, ihre Migräne vorschützend, wie es Vater Pjotr ganz richtig vorausgesagt hatte, dem Gottesdienst fern. Die Gäste placierten sich recht ungezwungen vorne und überließen die Tiefe des Zimmers den Bauern und Dienstboten. Als Jossif Vater Pjotr das Weihrauchfaß reichte, flüsterte er ihm zu:

„Nach der Messe muß ich Sie sprechen.“

Der Geistliche sah ihn erstaunt an und sagte:

„Mit Vergnügen. Haben Sie etwas auf dem Herzen?“

„Ja, das ist es.“

Der Geistliche gab Jossif lächelnd den Priestersegen und begann die Litanei mit ganz ungewöhnlichem Pathos. Jossif sang mit seiner süßen Stimme mit und merkte gar nicht, wie Ljolja Dmitrewskij plötzlich in Ohnmacht fiel und hinausgetragen wurde. Vater Pjotr legte den Ornat ab und begann sofort Jossif auszufragen, was ihm so das Herz bedrücke, ohne erst abzuwarten, daß Parmen, der die Kerzen ausblies, sich entferne.

Jossif war über und über rot geworden. Er blickte zu Boden, legte sein Geständnis ab und sah gar nicht, wie der Geistliche lächelte. Als er ihn angehört hatte, sagte er ihm:

„Sie dürfen das alles nicht zu schwer nehmen. Es sind lauter Dinge, wie sie im Leben jeden Tag vorkommen. Als Priester kann ich es natürlich nicht billigen, kann aber Ihre Schwäche, oder, wenn Sie wollen, Ihren Fehltritt sehr wohl verstehen. Wenn Sie die Kraft dazu haben, geben Sie es auf. Jedenfalls dürfen Sie nicht verzweifeln und sich die Sache nicht zu Herzen nehmen. Was aber Ihr Tantchen betrifft, so kann ich Ihnen nur sagen, daß es die Sache ihres Gewissens ist; hätte sie sich selbst an mich damit gewandt, so wüßte ich vielleicht, was ihr zu

sagen. Ihnen kann ich aber nur wiederholen, daß es die Sache ihres Gewissens ist und Sie sich darüber keine schweren Gedanken zu machen brauchen."

Zu den Dingen, die Jossif in Parmens Hause gesehen hatte, sagte Vater Pjotr gar nichts. Ssonja erwartete Jossif im Korridor, hörte aber seinen Bericht über sein Gespräch mit Vater Pjotr seltsam zerstreut an. Sie sagte leise:

"Ich glaube, Ljolja wird bald wieder gehen können."

"Wieso gehen?"

Die Bucklige erwiderte nichts und ging lautlos ins Zimmer der Kranken.

IX

Ssonja ging im gleichen Zimmer, in dem sie gestern mit Jossif gestanden hatte, schnell auf und ab und sprach aufgereggt zu Adwentow, der in einiger Entfernung vor ihr saß:

"Ja, ich liebe Sie nicht, aber ich kenne Sie besser, als Sie es glauben, und bitte Sie sehr, ihm zu helfen."

"Es freut mich sehr, Ssofja Karlowna, glauben Sie es mir. Warum denken Sie aber, daß ich ihm irgendwie helfen kann? Und woher kennen Sie mich überhaupt?"

"Mein Gott, ich habe doch Ihre Werke gelesen! Es handelt sich aber nicht darum. Sehen Sie: er bedarf einer ‚âme sœur‘. Es klingt lächerlich, aber es ist so. Ohne Mitgefühl, ohne Führung, ohne Liebe muß er hier zugrunde gehen. Jossif ist aber eine lebendige Seele, und es ist Sünde, ihn im Stich zu lassen. Alles, was ich sage, klingt wohl dumm, aber Sie verstehen mich doch?!"

„Zum Teil. Könnten Sie ihm denn nicht selbst beistehen?“

„Gewiß. Aber ich bin schwach. Außerdem bin ich zwar ein Krüppel, aber immerhin ein Weib, und das ist sehr störend.“

„Meinen Sie? Was soll ich also nach Ihrer Ansicht tun?“

„Die richtigen Worte finden. Ihn beobachten will ich selbst und werde Sie, solange ich kann, solange es irgendwie möglich ist, nicht mehr belästigen. Versprechen Sie mir aber, daß Sie auf meinen ersten Ruf zu ihm kommen und das nötige tun und sagen werden. Kann man denn im voraus wissen, was einmal nötig sein wird?“

„Ich glaube, daß Sie die Gefahr, ebenso wie meine Bedeutung überschätzen.“

„Gebe Gott, daß es so wäre. Ich glaube es aber nicht. Verzeihen Sie, daß ich Sie, einen gänzlich Fremden in diese Geschichte verwickle. Ich liebe Sie nicht, Sie können es aber besser als alle machen. Was machen, — das weiß ich selbst noch nicht. Sie sind mir doch nicht böse?“

„Im Gegenteil, ich bin Ihnen sehr verbunden, Sofja Karlowna, und will Ihrem ersten Ruf Folge leisten. Jossif Grigorjewitsch ist auch mir sehr sympathisch, ich wußte nur nicht, daß er in solcher Gefahr schwebt und daß alles sich so zugespitzt hat.“

„Ja, ja, man muß ihm nur, wie einem angehenden Schwimmer, einen Stoß versetzen.“

„Wird vielleicht das Schicksal selbst im gegebenen Augenblick jemand andern als uns beide schicken, der ihm diesen Stoß versetzt?“

„Das ist es ja, was ich fürchte: daß ihn nicht jemand mit einem Stein am Halse ins Wasser stößt!“

„Wir müssen ihn also einerseits stoßen und andererseits bewachen?“

„Ja, so meine ich es. Sie werden doch zugeben: ganz ab-

gesehen davon, daß wir damit ein gutes Werk verrichten, kann es ja auch recht amüſant werden!" ſagte Sſonja und verſuchte zu lächeln.

„Es kann tatſächlich amüſant werden,“ gab Adventow zu.

Ins Zimmer ſtürzte mit großem Lärm Liſaweta Petrowna, Viktor am Ohre feſthaltend. Dieſer verſuchte ſich loszureißen. Tantchen folgte ihnen in großer Toilette lautlos lachend. Sſonja lief auf Liſaweta zu und ſchrie ſie an:

„Laſſen Sie ihn loſ! Wie unterſtehen Sie ſich, ihn am Ohre zu reißen?“

„Sie verteidigt ihn noch! Ich bin ſo frei und werde ſolche Bengel immer an den Ohren reißen und auch die, die ſie verteidigen!“

„Nein, das dürfen Sie ſich nicht unterſtehen!“ ſchrie Sſonja, die plötzlich ganz rot geworden war.

Liſaweta riß Viktor noch einmal feſt am Ohr und ließ ihn loſ. Viktor ging auf ſeine Verteidigerin zu. Liſaweta wandte ſich an Tante Saſcha, die ſich neben Adventow hingefeßt hatte und noch immer lachte.

„Waß wird nun ſein? Wird man mich in Ihrem Hauſe noch lange beleidigen? Geben Sie mir meinen Paß zurück, ſonſt gehe ich ohne Paß weg.“

„Waß iſt denn geſchehen, wenn es kein Geheimniß iſt?“ miſchte ſich Adventow ein.

„Ach, waß geſchehen iſt!“ ſagte Tantchen und hielt ſich das Taſchentuch vor daſ vor Lachen noch immer zitternde Geſicht.

„Liſaweta hat ſich auf ein Huhn geſeßt,“ ſagte Viktor.

„Du erzählſt es auch noch, du Taugenichts?“

„Erlauben Sie einmal: wie hat ſich Liſaweta Petrowna auf ein Huhn ſetzen können?“ fragte Adventow ganz verſtändnißloß. Tantchen begann es zu erklären:

„Sie ging also, sie ging... an einen gewissen Ort... und wollte sich hinsetzen... und das Huhn pickte sie in eine gewisse Stelle... Sie wissen doch, wie dunkel es an einem solchen Ort ist... Sie fing also zu schreien an... ich laufe hin... es ist zugesperrt... das Huhn gackert...“ Alexandra Matwejewna verstummte, während Viktor lachte und Lisaweta drohende Blicke um sich warf.

„Ja, wie kam aber das Huhn an einen solchen Ort?“

„Ich habe das Huhn hineingesetzt,“ erklärte Viktor.

Tantchen wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte:

„Lisa, sei mir nicht böse, ebenso wie ich dir nicht mehr böse bin. Wollen wir uns doch dem Feste zu Ehren ausföhnen. Schmolle mir nicht und verlasse mich nicht.“

„Fällt mir gar nicht ein!“

„Auch ich glaube, daß Sie Alexandra Matwejewna nicht verlassen sollen.“

„Sie kennen doch die näheren Umstände nicht, mein Herr!“

„Das ist nur meine prinzipielle Ansicht.“

„Lisa, verdirb mir den Tag nicht: wollen wir uns dem Feste zu Ehren ausföhnen!“

Viktor sagte laut hinter Sjonjas Rücken:

„Heut' ist ein doppeltes Fest: Tantchen hat Namenstag, und Lisaweta hat sich auf das Huhn gesetzt.“ Mit diesen Worten lief er davon, von Lisaweta Petrowna mit großem Gepolter verfolgt.

Während alle sich noch vor Lachen wälzten, erschien in der Türe Jekaterina Petrowna, mit der Pelzpelerine in der Hand:

„Hier geht es lustig zu! Und ich wollte gerade vorschlagen, vor dem Essen noch einen kleinen Spaziergang zu machen.“

„Kommen Sie her, ich will Sie küssen: Ihr Sohn hat mir solche Freude gemacht! Wie heißt er noch: Wikentij?“

„Viktor,“ antwortete die Dame. „Hat er wieder was angestellt?“

„Er hat die Lisaweta auf ein Huhn gesetzt!“ erwiderte Alexandra Matwejewa geheimnisvoll. Jekaterina Petrowna runzelte die Brauen, sagte nichts dazu und wiederholte nur:

„Nun, wollen wir etwas ausgehen?“

„Kommt nicht zu spät zum Essen!“ rief Tantschen den vier Ausgehenden nach.

„Wir kommen nicht zu spät, wir sind gleich wieder da!“ antwortete Jossif schon in der Türe.

Die Witwe bekam in der kalten Luft gleich ein rosiges Gesicht und schien jung, rundlich und hübsch. Der Schnee knirschte unter ihren festen und schnellen Schritten, obwohl sie Jossif einredete, daß es glatt sei und sie auszurutschen fürchte, aus welchem Grunde sie ihn am Arm nahm. Sie redete lustig und laut. Adwentow und Ssonja folgten ihnen und unterhielten sich leise über etwas. Die untergehende Sonne übergieß den Schnee mit rosa und lila Licht. Auf dem Hügel in der Ferne leuchteten die Fenster des nächsten Dorfes. Als es schon ganz dunkel geworden war, kehrten sie zurück, noch immer laut sprechend und lachend. In der Nähe der Getreidespeicher bemerkte Jossif einen Mann, der auf dem Boden kniete und sich mit etwas zu schaffen machte. Er ließ Jekaterina Petrowna vorausgehen und blieb stehen.

„Da sieht man gleich das Auge des Hausherrn!“ scherzte Jekaterina Petrowna, Adwentow und Ssonja einholend.

„Was machst du hier?“ fragte der Hausherr Somka, der sich vom Boden erhob. Dieser antwortete nichts. Eines seiner Augen leuchtete in der Dämmerung auf. Jossif fühlte sich irgendwie verlegen und wußte nicht, was weiter zu fragen.

„Und wo ist Domna?“

„Ist nicht mehr hier.“

„Wo ist sie denn hin?“

„Nach Kamenje.“

„Wozu?“

„Was soll sie hier machen?“

„Du, paß auf!“

„Was soll ich aufpassen?“

Als Jossif sich umwandte und Fomka noch immer an der gleichen Stelle stehen sah, rief er ihm zu: „Und was treibst du?“

„Ich putze mich für das Fest,“ klang es aus der Ferne zurück.

Jossif wußte nicht, warum er nach Donna gefragt hatte, wo er ja doch nur an die junge Witwe dachte.

Im Hause herrschte eine so ausgelassene Freude, wie sie nur selten in Alexandra Matwejewnas Räume einzukehren pflegte. Nach dem Mittagessen wurde gesungen und gespielt. Auch Jossif und Vater Bjotr sangen mit, während Sserjoscha Bessakatnyj mit dem rosigem Gesicht eines etwas aufgedunsenen Amors eine französische Chansonnettensängerin parodierte. Tantschen hatte an den lustigen Gästen maßlose Freude und nahm an allen Unterhaltungen lebhaften Anteil.

Jekaterina Petrowna wählte beim Rekruten- und Pfänderspiel immer Jossif und lächelte ihm zärtlich zu. Er aber merkte gar nicht, wie aufmerksam ihn drei Augenpaare beobachteten: Ssonja, Adwentow und Iwan Pawlowitsch Jegerew.

Der letztere versuchte allerlei Stimmungen zu mimen: bald war er finster, bald lustig und bald giftig; als er aber sah, daß das alles zu nichts führte, zog er sich ins Eßzimmer zurück, wo auf dem Tische dauernd Weine und allerlei ländliche Speisen aufgestellt waren. Adelaida Platonowna jagte wie eine Schwalbe hin und her und redete ununterbrochen und in beschleunigtem Tempo. Auch Ljolja kam blaß und schweigsam aus ihrem Zimmer, um sich den lustigen Trubel anzusehen. Als die Stimmung eine

ganz ausgelassene geworden war, begann man sich zu kostümieren: bald erschien Jekaterina Petrowna, als Student verkleidet, eine Dame, die einem etwas aufgedunsenen Amor glich, am Arm; bald sah man einen blassen Knaben und ein freches Mädel mit Stumpfnase; bald kam Adelaïda in phantastischem Kostüm in Begleitung Adwentows, der einen Bauernpelz trug. Tantschen zog sich, nachdem sie eine Weile mit Besakatnys getuschelt hatte, zurück, und die Anwesenden erstarrten nach einigen Minuten beim Anblick einer Gestalt mit freideweißem Gesicht, in weißem Gewand und weißem Schleier, die sprungweise, mit einem wahn-sinnigen Lächeln auf den Lippen nahte.

„Tante, was haben Sie?“ rief ihr Ssonja laut aus der Tiefe des Saales zu.

„Die wahn-sinnige Gifelle!“ flüsterte Sserjoscha, sich ans Klavier setzend und die alte Ballettmusik beginnend. Tantschen streckte die mageren Arme aus, hob ein Bein und begann, das weiße Gewand schwingend, zu tanzen: bald kniete sie, mit gesenktem Kopf, nieder und bald drehte sie sich mit seitwärts gespreizten Armen im Kreise. Der Tanz nahm ein recht unerwartetes Ende: Viktor, der sich die ganze Zeit mit Mühe das Lachen ver-bissen und gegen Lisaweta Petrowna, die neben ihm saß und ihn unausgesetzt kniff, gekämpft hatte, rannte plötzlich durch den ganzen Saal und warf unterwegs die tanzende Tante um. Diese setzte sich schnell mit dem letzten Akkord der Musikbegleitung auf den Boden, sah sich erstaunt um und fragte:

„Tiens, ich bin, glaub' ich, hingeplumpst? Was lacht ihr so?“

Niemand aber lachte, und Jossif, der plötzlich blaß geworden war, half Alexandra Matwejewna auf die Beine und sagte:

„Ich begleite Sie hinaus, damit Sie sich umkleiden.“

Als die Gesellschaft sich ins Eßzimmer zum Souper begab, blieben die Witwe und Jossif als die letzten im Saale zurück.

Im Korridor machte Jekaterina Petrowna plötzlich halt und küßte ihren Begleiter. Im Laufe des ganzen Abends sprach sie aber zu ihm kein Wort mehr. Auch Tantschen war während des Abendessens schweigsam und blaß: sie hatte noch nicht Zeit gehabt, sich nach der Rolle der „Giselle“ neu zu schminken. Jegereu begann einen Trinkspruch, der mindestens drei Gänge kalt zu machen drohte; glücklicherweise wurde er aber von Viktor unterbrochen, der unter den Tisch gekrochen war und Lisaweta in die Wade kniff. Darüber mußte auch Tantschen lächeln. In der Türe ertönte plötzlich ein lautes Flüstern. Das Dienstmädchen kam ins Eßzimmer, ging auf Lisaweta, die immer noch mit Viktor kämpfte, zu und sagte ihr etwas ins Ohr.

„Was ihm nicht einfällt!“ erwiderte jene laut.

„Was sagt sie?“ fragte Tantschen.

„Dummheiten. Geh!“ versetzte Lisaweta.

„Ich möchte wissen, was sie gesagt hat. Was hast du gesagt?“ wandte sich Tantschen an das Dienstmädchen, das noch nicht gegangen war.

„Parmen möchte Ihnen gratulieren,“ stammelte diese.

„Parmen?“

„Er ist sicher betrunken. Haben denn Ihre Gäste noch nie einen betrunkenen Bauern gesehen?“

„Nein, warum nicht? Diese patriarchalischen Sitten sind ja entzückend!“ zwitscherte Adelaida. „Wer ist dieser Parmen? Der Kutscher?“

„Ja, der Kutscher,“ bestätigte Lisaweta finster.

„Er ist sogar nicht sehr betrunken,“ bemerkte das Dienstmädchen.

Alle lachten, und Parmen durfte herein. Adelaida sah durch ihr Lorgnon, wie er sich vor den Heiligenbildern bekreuzigte, das Weinglas, das ihm Tantschen selbst kredenzte, leerte, sich den

Mund abwischte und Tantschen die Hand küßte. Er stand eine Weile, seine Ochsenaugen gesenkt, verlegen da und begann plötzlich:

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein Alexandra Matwejewna, für alle Ihre Wohlthaten: gut haben wir gelebt und getrunken, süß gegessen und auf Ihren weichen Federbetten geschlafen.“

Alle spitzten die Ohren. Tantschen sah sich um und flüsterte: „Was sagt er? Was sagt er?“

Parmen aber fuhr fort:

„Leben Sie wohl, liebes gnädiges Fräulein, gebe Ihnen Gott, daß Sie wen andern finden, der mit Ihnen die Kissen durchklopft.“

„Gehst du sofort hinaus, du Schuft?“ schrie Lisaweta, die sich nicht länger beherrschen konnte.

„Ich gehe schon,“ sagte Parmen und verließ langsam das Eßzimmer.

„Das besoffene Vieh!“ erklärte Lisaweta Petrowna.

„Nein, warum denn? Es war ein wenn auch etwas unpassendes, aber recht nett vorgetragenes Zitat aus Eslogub's ‚Wanjka der Kellermeister‘,“ bemerkte Adventow.

„Und hübsch ist der Kerl!“ fügte Adelaïda aufseufzend hinzu.

„Gestatten Sie, daß ich mich heute selbst zitiere,“ sagte Adventow und trug ein anscheinend improvisiertes Gedicht in seiner bekannten glanzvollen, funkensprühenden Art vor.

Als man sich gute Nacht wünschte, wandte sich Adventow an Jossif:

„Wollen Sie schon schlafen?“

„Ja, ich bin müde. Warum?“

„Ich wollte gerne mit Ihnen sprechen.“

„Sie bleiben ja noch da? Morgen, wenn viele abgereist sein werden . . .“

„Sehr gut. Angenehme Ruhe!“

Jossif fand aber in dieser Nacht keine Ruhe. Er sah immer das Bild der rundlichen, lustigen Witwe vor sich, und das Schnarchen des Vater Pjotr vermochte es gar nicht zu verschrecken. Lange lag er angekleidet auf dem Bette. Plötzlich wurde an die Türe geklopft. Ihm stand auf einmal das Herz still: Sie ist es, sie ist es, ich habe ihre Zusage nicht verstanden!

„Sind Sie es, Jekaterina Petrowna?“

„Ich bin es, Joseph, verzeih,“ antwortete Ssonjas Stimme.

„Du bist ja doch noch nicht zu Bett? Was geschieht bei euch im Hause? Komm. Zünde eine Kerze an. Warum hast du geglaubt, es sei Jekaterina Petrowna?“

„Ich weiß selbst nicht,“ antwortete Jossif mit schwacher Stimme und folgte Ssonja.

X

„Es gibt Zimmer, wo man an ein Verbrechen denken muß oder eines vorausahnt. Ich stelle mir vor, daß in Alexandra Matwejewnas Schlafzimmer einst eine junge Frau ihren alten Gatten ermordet hat, oder daß das noch einmal geschehen wird. Ich sehe sie barfuß mit aufgelöstem Haar; er ist aber dick und grauhaarig; vor den Heiligenbildern brennen die Lampen, das Zimmer ist überheizt, durch eingefrorene Fenster blickt der Mond herein,“ sagte Ssonja, mit seltsamer Ruhe den Weg zu Tantschens Schlafzimmer einschlagend.

„Es ist da auch jetzt überheizt, und durchs eingefrorene Fenster blickt der Mond herein,“ bestätigte Jossif, willig der Buckligen folgend. Sie gingen leise durch den finstern Korridor.

Ssonja blieb plötzlich vor einer halboffenen Türe, aus der rosa Lampenlicht drang, stehen und sagte:

„Ich glaube, es ist hier.“

„Wo führst du mich hin, Ssonja?“

Ssonja antwortete nicht, und Jossif merkte, daß es das Schlafzimmer Tante Saschas war. Er sah plötzlich alles so seltsam klar vor sich; dies Gefühl war süß und schrecklich zugleich, und vor seinen Augen stoben unerträglich grelle Funken. Ssonja schien es zu fühlen und fragte:

„Was hast du, Joseph?“

„Nichts,“ erwiderte er, um Atem ringend.

„Ich glaube, sie ist hier. Tantchen wird doch nicht erschrecken, wenn wir plötzlich erscheinen? Rufe sie aber, bitte, nicht beim Namen!“

Das junge Mädchen sprach vollkommen ruhig und vernünftig. Sie machten die Türe auf und sahen im Scheine des Lämpchens das Schlafzimmer Tante Saschas und Ljolja, die mitten im Zimmer stand. Auf dem Bette lag niemand, das Zimmer war überheizt, und durch das eingefrorene Fenster fiel Mondlicht herein. Jossif rief erschrocken aus:

„Ljolja, wo ist denn Tantchen? Wo ist sie um diese späte Stunde? Ljolja!“

„Still, Joseph, wecke sie nicht . . .“ flüsterte Ssonja. Ljolja aber holte schon tief Atem und fiel weich auf den Boden neben einen Sessel hin. Die Bucklige stürzte zu ihr und knöpfte ihr aus irgendeinem Grunde die Taille auf. Jossif wiederholte immer wieder: „Wo ist Tantchen?“ und ließ seine Blicke unruhig über das Zimmer schweifen. Ljolja seufzte, schloß die Augen, wie wenn sie wieder einschlief, und weinte.

„Warum bist du hier?“ schrie Jossif plötzlich auf, in die Ecke am Ofen starrend.

„Mit wem sprichst du, Joseph?“ flüsterte Ssonja, die Kranke stützend, ohne den Kopf nach ihm zu wenden. „Du wirst die Tante wecken, die im Sessel vor dem Toilettentisch schläft: ich kann sie von meinem Platz aus sehen.“

„Im Sessel vor dem Toilettentisch?“ wiederholte Jossif. Er machte zwei Schritte, taumelte aber sofort zurück und stammelte: „Wer hat das getan? Du? Was für ein dummer Scherz!“

„Joseph, was hast du? Du machst mir Angst, ich kann aber Ljolja nicht lassen. Was hast du entdeckt?“

„Tantchen hat wieder das Kostüm der Gifelle an, ihre Hände sind ganz blutig, auch das weiße Gewand ist voller Blutflecken!“

„Im Spiegel kann ich nichts sehen, aufstehen kann ich aber nicht wegen Ljolja.“

Jossif kam ganz nahe an den Sessel heran, in dem Alexandra Matwejewna schlummerte, und schrie plötzlich entsetzt auf: „Ssonja, schau, wie schrecklich: die Tante ist ermordet, ihr Hals ist durchschnitten, und der ganze Sessel ist voller Blut! Wer hat es tun können?“

Ssonja lief schnell herbei und flüsterte:

„Schweig, schweig, das hat sie tun können!“

„Ljolja? Wie schrecklich!“

„Ich glaube aber nicht, daß sie es war: ihr Kleid ist vollkommen rein.“

Jossif rang um Atem; mit unheimlich brennenden Augen betastete er etwas Unsichtbares mit den Händen und röchelte. Endlich sagte er:

„Ssonja, ich hasse dich! Wie kannst du ruhig bleiben, wo etwas so Grauenhaftes geschehen ist? Du benimmst dich wie ein Polizeibeamter!“

„Ich helfe dem, der meine Hilfe braucht; Tantchen bedarf aber ihrer nicht mehr.“

„Wie kann man aber so gefühllos sein!“

„Ach, diese Gefühlsduseleiten!“

Die Chiffoniere, an der Jossif lehnte, krachte, und er stürzte mit Gepolter zu Boden. Er gab keinen Ton von sich, aber aus der Ecke am Ofen erklang ein gepreßtes Stöhnen, und gleich darauf kroch ein menschliches Wesen, sich in Krämpfen windend, zu der Stelle, wo Jossif hingefallen war.

„Jossif! Hast du dir weh getan? Jossif! Jossif! Warum kommt denn niemand her?!“

Sonja fing laut zu weinen an. Das Wesen, das herangekrochen war, beugte sich über Jossif und stammelte leise und sehr schnell:

„Das bin ich, das bin ich, junger Herr . . . Wir haben vorher zu Gott gebetet . . . Nicht aus Haß, nicht aus Bosheit, sondern aus Mitleid mit meinem Mann Parmen habe ich es getan. Sie sagte mir: ‚Arina, was leuchten deine Augen so?‘ Ich sehe mich im Spiegel: ich bin furchtbar blaß, und die Augen brennen. Sie sagt: ‚Gib mir das weiße Kleid her!‘ Hinter dem Ofen hatte ich aber die Art bereit. Sie fragt: ‚Was gehst du immer hin und her?‘ Sie schrie gar nicht auf, gab keinen Ton von sich, wie ein kleines Kind sank sie um.“

„Sie haben also Alexandra Matwejewna Bardowa ermordet?“ fragte laut Iwan Pawlowitsch Jegerew.

„Ja, ich. Ich leugne es nicht: ich habe es getan!“ antwortete Arina, sich immer noch über den regungslos daliegenden Jossif beugend. Seine Beine zuckten im Krampfe, die Augen glogten, und an den Mundwinkeln schäumte der Speichel in kleinen Blasen. Arina knöpfte ihm, immerfort jammernd, den Kragen auf. Das Zimmer war schon voller Menschen; man hatte bereits nach dem Arzt geschickt, Vater Pjotr hatte der Toten die Absolution erteilt, die Mörderin und ihr Mann

waren gebunden, als vom Hofe her plötzlich Schreie erklangen: „Es brennt! Es brennt!“, was die allgemeine Aufregung noch vergrößerte. Durchs Fenster fiel jetzt statt des blauen Mondlichtes ein blutroter Feuerschein herein, der von den Getreidespeichern kam. Adwentow und Bessakatnyj eilten mit Jekaterina Petrowna hinaus, um die immer stärker um sich greifenden Flammen zu löschen. Durch die offene Fensterluke hörte man deutlich das Knistern des fernen Feuers und die Schreie der Menschen. Jossif, der inzwischen die Besinnung wiedererlangt hatte, wurde ins Nebenzimmer geschafft.

„Er darf hier nicht allein bleiben. Ich bleibe bei ihm und werde zugleich auch acht geben, daß die Leute nicht gleich alles fortschleppen. Lisaweta wird wohl die erste sein.“

„Das ist ja sehr schön, Tante Anja, aber besser wäre es, wenn Sie hier blieben und Jossif zu uns oder zu den Dmitrewskijs hinüberkäme,“ meinte Ssonja.

„Ich will Jossif Grigorjewitsch hinüberbringen!“ schlug Jekaterina Petrowna vor, die eben zurückgekommen war. „Bei mir ist er am sichersten.“

Schnell glitten sie beim Lichte des Schnees und des verhüllten Mondes über die Felder dahin. Domna lief ihnen nach und versuchte sich an die Rückwand des Schlittens zu klammern. Der Kutscher schlug sie mit der Peitsche, sie blieb zurück, glitt auf dem glattgefahrenen Schnee aus und begann wieder zu laufen. Jossif wandte sich um und sah, wie irgendein Mann sie einholte und wie sie, von dem Manne gefolgt, dem Schlitten wieder nachlief, bis sie wieder in den Schnee fiel, von dem sie sich nicht so bald erhob. Der Schnee war im Widerscheine der fernen Feuersbrunst so rosig, wie wenn man ihn mit flüssigem, frischem Blut übergossen hätte.

Zweiter Teil

I

Der grüne Zeisig blickte, das Köpfschen etwas auf die Seite geneigt, mit reinen schwarzen Glasperlenaugen und versuchte nachzuzwitschern, was Ssonja, die in ihrem schwarzen Kleide noch kleiner erschien, sang. Ihre blauen Augen schienen verblichen, und das schwarze Haar war glatt und schlicht gescheitelt.

Jossif trat ins Zimmer und sagte:

„Ich wußte nicht, daß du singst, Ssonja.“

„Ich singe auch gar nicht.“

„Was machst du denn?“

„Nichts. Was soll ich machen? Ich warte auf das Frühstück.“

Sie ließ ihre Handarbeit in den Schoß sinken und blickte Jossif an, der nach der Krankheit abgemagert war.

„Bald werde ich wohl auch schon ausgehen dürfen.“

„Ich glaube, daß es in der Woche nach Ostern gehen wird.“

„Gestern waren wohl wenig Leute auf dem Friedhofe?“

„Sehr wenig; außer uns war fast niemand da.“

Das Zimmer war groß, hell und ungemütlich. Aus dem Fenster sah man unendliche Brennholzstapel und den Teich vor der bergauf führenden Straße.

„Jekaterina Petrowna ist so gut; sie hat mich mit solcher Hingebung gepflegt, als ich krank war.“

„Ja, sie hat dich gepflegt,“ versetzte Ssonja zurückhaltend.

„Du stehst doch ihrem Kreise nahe?“

„Es sind gute und schlechte Menschen dabei; ich kann doch nicht mit allen gleich gut stehen, nur weil sie alle dem gleichen Kreise angehören.“

„Die meisten kenne ich nicht, aber die, die ich kenne, gefallen mir nicht.“

„Wer, zum Beispiel?“

„Zum Beispiel Iwan Pawlowitsch.“

„Der gefällt auch mir nicht.“

„Langweilst du dich denn nicht hier?“

„Ich? Ich wohne ja hier ständig. Wie soll ich mich langweilen? Dieser Winter war ja entsetzlich, und ich danke Gott, daß er endlich vorüber ist. Das Unglück mit Tantschen, deine Krankheit, die Krankheit Ljolsja, — das alles ließ mir gar keine Zeit zum Nachdenken, ob ich mich langweile oder nicht.“

„Wie wird nun Tante Anja alle die Geschäfte entwirren!“

„Die Geschäfte sind, glaube ich, nicht sehr kompliziert, machen aber viel Arbeit. Die Schuldner der Verstorbenen sind zum Teil schon tot. Und wer hat auch Lust, die Schulden zu bezahlen, die er, Gott weiß wann, gemacht hat?“

„Es sind ja auch ehrliche Menschen darunter.“

„Es gilt nicht als sehr unehrlich, seine alten Schulden nicht zu zahlen.“

„Wie dieser Zeistig auf die Nerven fällt!“

„Man muß den Bauer verhängen. Wenn wir sprechen, schreit er immer. Du bist aber nervös geworden.“ Ssonja nahm sich das gestrickte Tuch von den Schultern und verhängte damit den Bauer.

„Willst du, daß ich dir etwas vorspiele?“ fragte sie, ins Nebenzimmer gehend, das ebenso groß und ungemütlich, aber etwas dunkler war.

„Ich bitte darum! Es macht mir großes Vergnügen, dir zuzuhören.“

„Ein Vergnügen ist es gerade nicht. Seit meinem vierzehnten Jahre habe ich die Musik arg vernachlässigt, und wenn ich überhaupt vom Flecke gekommen bin, so doch jedenfalls nicht vorwärts.“

„Ich meine nicht die Technik.“

„Ach so, das Gefühl!“ Die Bucklige zuckte die Achseln, setzte sich auf den hohen Stuhl und begann ernst und etwas trocken zu spielen.

„Wo steckt Jekaterina Petrowna?“

Sonja spielte das Stück zu Ende, wandte sich auf dem Drehstuhle zu Jossif um und antwortete:

„Wo Katja ist? Ich weiß es nicht. Gleich wird der Pfiff ertönen, und alle versammeln sich sowieso zum Frühstück.“

„Auch Iwan Pawlowitsch?“

„Auch Iwan Pawlowitsch.“

„Ich liebe ihn nicht.“

„Das habe ich mehr als einmal gehört.“ Sie blickte auf ihre Füße, die den Boden nicht berührten, und fügte lächelnd hinzu:

„Ich sah heute auf dem Berge ein Schneeglöckchen.“

„Auch ich werde bald welche sehen.“

Marja Matwejewna übergab dem Neffen beim Frühstück einen geöffneten Brief und sagte:

„Lies selbst, was Anna von deinen Geschäften schreibt. Ich glaube, sie verwirrt sie nur. Hat deine Mutter einmal eine Schwester gehabt?“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, sie hat eine gehabt.“

„Nun, diese Schwester soll irgendwo und irgendwann gestorben sein, und du hast Aussicht, irgendein Vermögen zu be-

kommen. Die Gerichte und die Banken werden natürlich alle möglichen Schweinereien machen, aber du darfst immerhin Luftschlösser bauen."

Jekaterina Petrowna legte Jossif seine Lieblingsstücke auf den Teller und hörte den anderen lächelnd und aufmerksam zu. Als sie allein mit Herrn Jegerew geblieben war und die Tassen wegräumte, schwieg sie noch immer.

"Womit bist du heute so unzufrieden, Katja?" fragte Jegerew, seine Zigarette rauchend und die runden weißen Arme der Witwe betrachtend.

"Wie oft habe ich Sie schon gebeten, nicht nicht zu duzen. Sie werden es sich angewöhnen und mir einmal in Gegenwart eines Fremden du sagen; das wird aber höchst peinlich sein."

"Hab ich mich denn schon je verschnappt?"

"Sie haben sich noch nicht verschnappt, aber Sie können es leicht tun."

"Ihnen beliebt es heute, an mir alles auszusetzen."

"Man muß einfach etwas vorsichtiger sein."

"Was ist denn geschehen?"

"Etwas, was geschehen mußte."

"Was sind das für Rätsel?"

Jekaterina Petrowna räumte, ohne ihm zu antworten, die Tassen in die Kredenz ein. Als sie damit fertig war, sagte sie:

"Sie wissen doch selbst, Iwan Pawlowitsch, daß die Liebe nicht immer fruchtlos bleibt."

"Weiß der Teufel, was Sie heute für abgeschmackte Worte gebrauchen! Erwarten Sie etwa eine heimliche Frucht unglücklicher Liebe?"

"Ja, etwas in dieser Art."

"Das ist zwar unangenehm, doch nicht unvermeidlich."

"Nein, darauf gehe ich nicht ein!"

„Sie urteilen dumm und nicht zeitgemäß!“

„Ich bin, wie ich eben bin.“

„Was beabsichtigen Sie nun zu tun?“

„Interessiert Sie denn das?“

„Gewiß, Sie sind mir ja nicht fremd.“

„Mein Gott, Sie sind sogar edler Gefühle fähig!“ Sie tippte sich mit dem Finger auf die Stirn und sagte:

„Sehen Sie diese Stirne? Unter ihr reift ein genialer Plan, den ich Ihnen noch nicht eröffnen will. Stören Sie mich nur nicht. Vertrauen Sie mir, und alles wird gut werden.“

„Gedenken Sie auch meiner, wenn Sie Königin werden!“

„Ja, Sie werden mein erster Minister sein.“

„Und was soll ich jetzt tun?“

„Dasselbe, was Sie bisher getan haben. Noch besser, wenn Sie den Ausdruck völliger Gleichgültigkeit gegen mich annehmen. Die Stufen, die ich erwählt habe, gewähren bei einiger Beobachtungsgabe manchen interessanten Ausblick.“

„Ich muß aber gestehen, daß mir jede Beobachtungsgabe fehlt, und daß ich in Ihrem Aussehen nichts Drohendes sehe.“

„Es ist besser später als nie.“

„Was denn?“

„Seine Fehler einzugestehen.“

„Ach so! Liebe Katja, Sie werden mich doch nicht gänzlich vernachlässigen?“

Jekaterina Petrowna zuckte die Achseln.

„Sie sind wirklich sentimental geworden, das ist ein übles Zeichen.“

„Ein Zeichen?“

„Daß Sie alt werden.“

„Ich kann an Ihnen heute wirklich keinen Überfluß von Empfindsamkeit wahrnehmen.“

„Unpassende Scherze!“

Iwan Pawlowitsch faßte die Witwe um die volle Taille; sie befreite sich aber geschickt aus seinen Armen und bemerkte: „Es kann ja jemand hereinkommen!“

„Wen haben wir zu fürchten?“

„Die Rolle eines Romeo steht Ihnen wirklich nicht. Und Sie wollen noch, daß ich Sie in meine Pläne einweihe.“

„Das sollten Sie wenigstens teilweise tun. Ja, die Papiere gebe ich Ihnen morgen in Verwahrung; es ist vielleicht dumm von mir, mich so auszuliefern, und wenn auch in Ihre Hände . . .“

In Katjas Augen blitzte etwas auf. Dann sagte sie gleichgültig:

„Die Papiere lauten ja nicht auf den Namen. Nur der trägt das Risiko, bei dem sie gefunden werden.“

„Es sind auch solche dabei, die auf den Namen lauten.“

Jekaterina Petrowna küßte Herrn Jegerew auf die Stirne und sagte:

„Vertrauen gegen Vertrauen: ich will Ihnen meinen Haupttrumpf aufdecken.“ Sie ging auf die Kredenz zu und schrieb mit den Fingern auf das verstaubte Brett: „J. G. P.“

„Was sind das für Buchstaben? Jesus von Nazareth, der Juden König?“

„Dumm! Jossif Grigorjewitsch Bardow.“

„Was, Joseph? Y pensez-vous? Er ist ja so dumm!“

„Zufällig heißt er Bardow und außerdem . . . Davon aber später. Jekaterina Bardow kann erheblich mehr erreichen als die Popentochter Katja Dsjerow.“

„Du hast sogar matrimoniales Absichten?“

Die junge Witwe nickte bejahend.

„Sie müssen sich aber beeilen: das Geld wird ja bald angewiesen werden, und die Papiere dürfen nicht lange liegen.“

„Ich muß mich auch um meiner selbst willen beeilen.“

„Unsere Interessen stimmen also überein?“

„Ja, wie immer.“

Jekaterina Petrowna reichte ihm die Hand, auf die Jegerew einen ehrerbietigen Kuß drückte. Dann versetzte er ihr einen Klaps auf die Schulter und bemerkte lachend:

„Nun, du mußt dich beizeiten daran gewöhnen, Katja!“

„Ihnen möchte ich aber raten, sich manches abzugewöhnen!“ sagte die Poptochter durch die Zähne.

II

Viktor war mit dem glattgekämmten Schopf, in neuer Bluse, sauber gewaschen und pomadisiert kaum zu erkennen. Jekaterina Petrowna band ihm eigenhändig den Schlips zu einer flatternden Schleife; der Blumenstrauß lag schon auf einem Sessel bereit.

„Was ist das, eine Hochzeitsreise?“ fragte Marja Matwejewna, eintretend.

„Ich fahre zu den Fonwisins,“ erklärte Viktor.

„Schau nur, Katja, er macht sich! Wir hatten ihn nicht beachtet, er ist aber gar nicht übel!“ fuhr Marja Matwejewna fort, das runde rosige Gesicht des Jungen mit der Stumpfnase und den etwas zu weit voneinander abstehenden grünen Augen betrachtend.

„Und wie groß er geworden ist!“

„Viktor, weißt du noch, was du zu tun hast? Du übergibst den Brief und richtest es so ein, daß man dich zum Frühstück behält. Sprich wenig und nach Möglichkeit nur mit Udrej Iwanowitsch. Kennst du ihn?“

„Und ob!“

„Fährt er denn als Eilbote hin, oder was?“

Jekaterina Petrowna machte die Schleife fertig und antwortete ohne Ubereilung:

„Auf der Fabrik ist niemand Zuverlässiger, den ich schicken könnte. Soll er nur den Ausflug machen.“

„Und ist er zuverlässig?“

„Zu Befehl, ja!“ antwortete der Junge prompt wie ein Soldat. Er nahm den Blumenstrauß in die Hand, machte Kehrt und verließ das Zimmer.

„Wo willst du denn hin, Viktor?“ fragte ihn Jossif im Vorzimmer.

„Zu den Herrschaften Sonwisin!“ antwortete Viktor die Hand zum Mützenschirm hebend.

„Bist du denn mit ihnen bekannt?“

„Ich bin zu jung und dieser Ehre noch unwürdig. Ich fahre im Auftrage Ihrer Exzellenz.“

„Ach so!“

Jekaterina Petrowna trat auf den Hausflur, kniff die Augen vor der Morgensonne zusammen und schrie mit heller Stimme:

„Viktor, vergiß nichts!“

„Zu Befehl!“ kam die Antwort hinter der nächsten Ecke.

„Erkälten Sie sich nur nicht, Jossif Grigorjewitsch! Wie können Sie nur so leicht gekleidet aus dem Hause gehen!“

„Sie sind zu gütig, Jekaterina Petrowna.“

„Worin besteht denn meine Güte? Ich bin Ihnen keine Fremde und glaube es Ihnen während Ihrer Krankheit gezeigt zu haben.“

Jossif errötete.

„Das meinte ich gar nicht. Ich bin nicht undankbar!“

„Handelt es sich denn um Dankbarkeit?“ sagte die Witwe

mit gesenkten Lidern. Sie schwieg eine Weile und fügte mit ganz anderer Stimme hinzu:

„Damit ich Ihnen mit meinen ewigen Sorgen um Ihre Gesundheit nicht unerträglich erscheine, mache ich den Vorschlag, morgen eine Bootfahrt durch die Seen zu machen: jetzt ist ja Hochwasser, und es muß dort herrlich sein!“

„Sie sind so lieb, Katja . . . Ach, entschuldigen Sie!“

„Bitte sehr.“

„Wissen Sie, wenn ich mit Ssonja oder Tante Mascha über Sie spreche, nennen wir Sie oft Katja.“

„Es macht nichts, obwohl ich meinen Kosenamen nicht liebe.“

Offenbar war sie aber mit Jossif, mit Viktors Abreise, mit dem Wetter und, vor allen Dingen, mit sich selbst außerordentlich zufrieden. Mit schnellen, sicheren Schritten, etwas vor sich hin summend, trat sie ins Haus. Marja Matwejewna sagte:

„Du siehst wieder frischer aus, Jossif.“

„Jossif Grigorjewitsch wird jetzt lustiger sein und sich rasch erholen,“ sagte Katja, sich an den Schreibtisch setzend.

„Soll das eine Prophezeiung sein?“

„Nein, warum? Er hat seine Krankheit durchgemacht, hat eine Zeitlang getrauert, und nun ist es genug. Morgen machen wir eine Bootfahrt.“

„Was, schon?“

„Ja.“

„Ist es nicht zu früh?“

„Nein, Tante, nein! Jetzt ist ja in den Seen und Flüssen Hochwasser.“

„Es ist sicher schön, das will ich nicht leugnen.“

Jekaterina Petrowna sandte in diesen Tagen wirksame Strahlen von Rüstigkeit, Glück und sogar Gnade aus. War sie wirk-

lich auf einmal gut geworden, oder gingen ihre Geschäfte nach Wunsch, — jedenfalls war sie gegen alle und selbst gegen Viktor auffallend gnädig. Dieser kehrte schon nach etwa drei Stunden zurück: offenbar hatte man ihn doch nicht zum Frühstück behalten. Jekaterina Petrowna beeilte sich, ihn auszufragen:

„Hast du es ausgerichtet?“

„Ja,“ antwortete Viktor, der schon wieder etwas zerzaust war. Seine Stimme klang auch nicht mehr so feck wie vor der Fahrt.

„Mit wem hast du dort hauptsächlich gesprochen?“

„Mit dem Lakaien Wanjka, — ein reizender Mensch!“

Die Mutter beherrschte sich und fragte:

„Hast du den Andrej Iwanowitsch gar nicht gesehen?“

„Doch!“

„Und was hat er gesagt?“

„Nichts. Er dankt für den Strauß.“

Als Jossif mit Marja Matwejewna allein geblieben war, fragte er sie:

„Wozu hat Jekaterina Petrowna Viktor zu den Nachbarn geschickt? Wissen Sie es nicht?“

Tantchen seufzte und antwortete:

„Ich weiß es nicht; was ich mir aber denke, das fürchte ich zu sagen.“

„Ist es denn so schrecklich?“

„Es ist immer schrecklich, einen Menschen leichtfertig zu verleumden. Ich denke es mir so: Katja ist jetzt wohl vor lauter Nichtstun aus Rand und Band. Weißt du, als ihr Mann noch lebte, kochte sie wie ein Kessel. Und wenn ihr jetzt auch noch einige Geschäfte geblieben sind, so sind es nur traurige Überreste, die wohl kaum für lange reichen werden. Sie kann eben ohne eine Beschäftigung gar nicht leben. Nun probiert sie alles

mögliche: bald macht sie sich an die Wirtschaft, bald versucht sie es mit der Geselligkeit und bald mit den Vereinsfachen."

"Was ist denn Schlimmes dabei, was Sie nicht sagen wollten?"

"Manchmal ist sie einfach lächerlich! Was für einen Sinn hat es, den Viktor in einer Fabriksangelegenheit zu fremden Menschen zu schicken und dazu noch mit einem Strauß? Und sie gibt ihm auch noch den Rat, mit Andrej Fonwisin, dem bekannten Taugenichts, zu sprechen."

"Ich habe diesen Namen schon einmal gehört," sagte Jossif, aufhorchend.

"Vielleicht von Adventow: er ist sein Freund."

"Adventow kann, was man über ihn auch sagen mag, keinen Taugenichts zum Freund haben: in Andrej wird wohl auch noch etwas anderes stecken." Dieses sagte Ssonja, die während des Gesprächs unhörbar ins Zimmer getreten war.

"Vielleicht seine Schönheit?"

"Auch die Schönheit ist eine Tugend," sagte Ssonja errötend.

"Gott weiß, was du sagst," versetzte Tanta Mascha und begab sich ins Vorzimmer, um die Türe, an der eben geläutet wurde, aufzumachen.

"Hast du von ihm keine Briefe?" fragte Jossif.

"Von wem?" sagte das Mädchen zerstreut und unzufrieden.

"Von Adventow," erwiderte Jossif mit gedämpfter Stimme.

Ssonja sagte auffallend laut:

"Ich habe ihm noch nicht geschrieben: die Zeit ist noch nicht gekommen!"

"Kennst du diesen Andrej Fonwisin?"

"Ich habe ihn einigemal gesehen."

"Ist er schön?"

„Sehr schön.“

„Du bist heute mit etwas unzufrieden, Ssonja: fühlst du dich wohl?“

„Gewiß. Mir fehlt nichts.“

„Morgen machen wir eine Bootfahrt. Katja ist auf diesen Einfall gekommen.“

„Was für eine Katja?“

„Jekaterina Petrowa. Das ist doch nett von ihr, nicht wahr?“

„Offenbar braucht sie das zu irgendeinem Zweck, oder sie hat einfach selbst Lust.“

„Wie schlecht ihr doch alle von ihr denkt! Sie ist die Selbstopferung selbst!“

Ssonja sah Jossif lange an und sagte zuletzt:

„Glaubst du? Soll ich Adwentow von dir grüßen, wenn ich ihm schreibe?“

„Bitte sehr. Du hast aber, glaube ich, gar nicht die Absicht, ihm so bald zu schreiben?“

„Wer kann es wissen? Zu Jekaterina Petrowna (sie sagte ausdrücklich: „zu Jekaterina Petrowna“ und nicht „zu Katja“) sind eben Gäste gekommen, und man kann sie nicht gut boykottieren.“

„Ich denke gar nicht daran, aber ich kenne niemand von ihnen.“

„Du wirst sie schon kennen lernen!“ sagte Ssonja mit spöttischem Lächeln.

„Du bist wirklich sonderbar, Ssonja. Man könnte denken, daß du mich nicht liebst.“

„Du kannst dir denken, was dir paßt. Wer wen liebt und nicht liebt, das werden die Ereignisse zeigen, auf die wir wohl nicht mehr lange zu warten haben.“

Viktor machte mit großem Lärm die Türe auf und meldete:

„Ihre Exzellenz läßt Jossif Grigorjewitsch zu den Gästen bitten!“

„So stehen also die Sachen!“ sagte Ssonja zu Jossif, der plötzlich rot geworden war. Er stammelte:

„Wie, schämen Sie sich nicht, solche Späße zu machen, Viktor?“

„Nun ist er doch hingegangen,“ bemerkte der Junge, als Jossif hinausgegangen war. Ssonja umarmte ihn und sagte:

„Es ist so schrecklich, Viktor, bald kommt die Zeit.“

Der Junge schielte sie an und entgegnete:

„Es wird nichts kommen, was nicht kommen muß. Hast du noch nicht hingeschrieben?“

„Nein, noch nicht.“

„Dann warte noch eine Weile. Ich habe mit Andrej gesprochen.“

„Was hat er gesagt?“

„Alles bleibt beim alten. Er ist einverstanden.“

„Gott sei Dank!“ sagte Ssonja und schloß die Augen.

III

Das blaue Frühlingswasser der schmalen Seen kräuselte sich im Winde. Das Boot, in dem unsere Reisenden saßen, schaukelte hin und her; darüber schien sich aber niemand außer Tante Mascha aufzuregen: die anderen waren in Gespräche vertieft oder bewunderten die noch halb durchsichtigen Wälder auf den hügeligen Ufern. Die Wälder wechselten mit Landsitzen ab und diese mit Feldern; der See engte sich stellenweise zu einem schnellen, im Winter niemals einfrierenden Flusse ein, der sich rauschend in den nächsten spiegelglatten See ergoß. Jossif und Viktor ruderten, Jegerew steuerte, und die drei Damen saßen

in der Mitte des Bootes; Ssonja mußte des Gleichgewichts wegen in der Mitte sitzen. Viktor erklärte plötzlich:

„Da ist ja Andrej Fonwisin!“

Die Damen und Jegerew wandten sich rasch um, so daß das Boot ins Schwanken kam. Ihnen folgte tatsächlich ein anderes Boot mit zwei Insassen.

„Ist denn Fonwisin Offizier?“ flüsterte Jossif.

„Wie Sie sehen!“ erwiderte Iwan Pawlowitsch lächelnd.

„Wer ist dieser Alte mit ihm?“ erkundigte sich Tante Mascha.

„Das ist ja Parfen!“ rief Jossif aus, der den Alten plötzlich erkannte.

Der Alte im weiten weißen Raftan trieb mit starken Schlägen das Boot, in dem ein junger, anscheinend sogar sehr junger Offizier in weißer Sommerlitewka saß. Das Gesicht, in dem jedes Rot fehlte, stach so seltsam von den blonden Haaren ab; die großen grauen Augen blickten auffallend starr und schienen dabei doch nichts zu sehen. An seinen schmalen Fingern funkelten Ringe. Ohne zu lächeln, führte er die in der Sonne aufleuchtende Hand an den Mützenrand. Ssonja und Viktor nickten ihm zu; auch Jekaterina Petrowna neigte den Kopf. Jossif, der Fonwisin näher sehen wollte, rief den Alten an:

„Parfen, guten Tag!“

Der Alte hob den Kopf und sagte mit lauter, dumpfer Stimme:

„Ach, sind Sie es, junger Herr? Guten Tag!“

„Was macht Marina?“

„Der Heiland wird sie heilen, so wie Er es kann.“

„Ist sie in Petersburg?“

„Ja, in Petersburg.“

Das Boot mit den beiden glitt lautlos vorbei. Auch unsere Reisenden schwiegen. Ssonja ließ ihre kleine Hand ins Wasser

hinabhängen und begleitete das den Blicken beinahe entschundene Boot mit den Augen.

„Wo sind sie hingefahren?“ fragte Jekaterina Petrowna.

„Das Fonwisinsche Gut liegt ja hier in der Nähe am See.“

„Sofja Karlowna behauptet zwar, daß sie Herrn Adventow und die Leute, die um ihn sind, nicht leiden mag, in der That wird es sich aber doch nicht so verhalten. Die Begegnung mit diesem glänzenden Exemplar hat sie in süßeste Träume versetzt.“

Dies sagte natürlich Iwan Pawlowitsch. Selbst Jekaterina warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu. Ssonja sagte zunächst nichts; sie reagierte auf die Herausforderung erst viel später:

„Es ist besser, zu lieben, und dabei zu sagen, daß man nicht liebt, als umgekehrt.“ Und sie warf Jekaterina Petrowna einen Blick zu. Diese zuckte mit keiner Wimper.

Auf dem steilen Ufer leuchteten unter dem durchsichtigen Grün der Birken gelbe Blumen; graue Äcker zogen sich links hinter dem Walde hin. Man legte einen Plaid aufs Gras und packte den mitgebrachten Proviant aus. Katja, die auf dem Rücken lag, stand plötzlich auf und sagte:

„Jossif Grigorjewitsch, kommen Sie: hier im Walde gibt es eine heilige Quelle und eine Kapelle.“

„Ja, ich kenne sie. Gehen wir hin.“

„Jekaterina Petrowna, nehmen Sie Jossif Grigorjewitsch als einzigen Begleiter mit?“ fragte Jegerew.

„Ja, ihn allein.“

„Ist das eine Neueinführung?“

„Es soll doch nicht immer alles beim alten bleiben. Ich bin keine Altgläubige!“

„In allen Dingen?“

„Vorerst nur in der Wahl meiner Begleiter.“

„Auch ich will mit!“ erklärte Viktor.

„Du kannst dableiben!“ schrie ihm Jekaterina Petrowna aus dem Waldeßdickicht zu. Das Vogelgezwitscher machte Jossif, der nach der winterlichen Zurückgezogenheit wohl zum erstenmal im Walde war, beinahe taub. Der Himmel war noch ohne die sommerliche Roheit, hatte aber auch die blasse Demut nicht mehr; blendend weiße Wolken jagten, vom Winde getrieben, in rasender Verzücung vorbei. Das dünne Bächlein, das aus der heiligen Quelle rieselte, bemühte sich die Vögel zu übertönen. Jekaterina Petrowna, die während des ganzen kurzen Weges geschwiegen hatte, beugte sich stumm über die Quelle und schöpfte mit dem Krug aus Birkenrinde vom frischen Wasser; Jossif folgte schweigend ihrem Beispiel.

„Hier ist es doch schöner!“ sagte sie.

„Ich bin lange nicht mehr hier gewesen; ich liebe diese Stelle. Wissen Sie nicht, was es für ein Vogel ist, der so laut schreit?“

„Nein. Wissen Sie es?“

„Auch ich weiß es nicht.“

Jekaterina Petrowna trug eine helle Sommerbluse und sah frisch und jugendlich aus. Sie saßen nebeneinander auf einem dicken Balken. Jossif sagte:

„Man wird uns suchen.“

„Trauen Sie denn ihnen allen? Sie sind so ungerecht gegen mich. Sogar im Boot . . . Haben Sie bemerkt, wie Ssonja mich ansah, als sie von den Menschen sprach, die, ohne zu lieben, von Liebe sprechen?“

„Glauben Sie, daß es eine Anspielung war?“

„Unbedingt. Sie alle glauben nicht, daß ich Sie liebe, daß mein Gefühl ernst und aufrichtig ist. Und wenn es noch jemand anderer gesagt hätte, aber Ssonja, die sonst so gerecht ist!“

„Was sagen Sie? Sie lieben mich, und Ssonja ist dagegen?“

„Sie ist nicht dagegen, aber sie glaubt nicht daran.“

„Erlauben Sie einmal: ich traue meinen Ohren nicht! Sie lieben mich?“

„Gewiß. Ist es denn so erstaunlich?“

„Ich wußte es gar nicht.“

„Und was wäre, wenn Sie es wüßten?“

„Ich weiß selbst nicht.“

„Es wäre eben nichts. Ich könnte ja Ihre Mutter sein.“

„Wer denkt denn daran?“ sagte Jossif erregt.

„Man muß daran denken.“

„Wissen Sie, Katja: wenn ich Sie ansehe, erscheinen Sie mir jugendlicher, gütiger und schöner als alle. Als ich Sie zum erstenmal bei Vater Pjotr sah, dachte ich mir schon . . .“ Er stockte und konnte gar nicht sagen, was er sich damals dachte. Jekaterina Petrowna wandte sich weg, um ihr Lächeln zu verbergen. Jossif rückte näher an sie heran, nahm ihre Hand und begann: „Ich kann es gar nicht sagen, was ist uns aber im Wege? Sie lieben mich, ich kenne niemand, der begehrenswerter wäre als Sie, — was fehlt uns noch? Warum soll man da vom Altersunterschied sprechen, von Ssonja und vielleicht auch noch von Iwan Pawlowitsch?“

„Ja, wußte ich denn, daß Sie mich lieben, Joseph?“

„Aber jetzt sehen Sie es doch?“

„Ich sehe es und weiß es!“ Die junge Witwe umschlang seinen Hals mit den Armen und küßte ihn. Der Bach rieselte hell und übertönte ihre Küsse und die der Situation angemessenen Worte, die sie dabei sprachen. Jossif sprang auf.

„Katja, wenn Sie mich lieben, so müssen Sie mir versprechen . . .“

„Was denn?“ Der Blick Jekaterina Petrownas zeigte aber, daß sie schon begriffen hatte, was er von ihr wollte. Ohne seine Antwort abzuwarten und ohne die Augen niederzuschlagen, sagte

sie sehr bestimmt: „Ich verspreche es. Morgen. Aber auch Sie müssen mir etwas versprechen.“

„Was?“ Jossif wußte wirklich nicht, was seine Dame von ihm verlangen würde.

„Was ich von Ihnen verlangen werde, ist sehr schwer. Sie sind aber doch zu allem bereit?“

„Ja, zu allem,“ erklärte Jossif weniger bestimmt und küßte ihr die Hand.

„Sie haben also schon das Versprechen gegeben. Worin es besteht, werden Sie mit der Zeit erfahren.“

„À discrétion! Soll ich jemand umbringen?“

„Ach, nein, ich bin nicht so blutrünstig. Leben Sie indessen wohl. Kehren Sie allein zur Gesellschaft zurück, ich komme etwas später nach.“

Jossif ging zurück, sich unterwegs mehr als einmal nach ihr umsehend. Jekaterina Petrowna saß noch immer auf dem gleichen Balken, den Kopf in beide Hände gestützt, und baumelte leicht mit den Beinen. Als es im Gebüsch von neuem raschelte, blickte sie gar nicht auf. Sie rührte sich auch dann nicht vom Fleck, als sie Jegerew von der anderen Seite kommen sah.

„Nun, Katja, wie stehen die Sachen?“ fragte er recht ungewungen, sich auf die gleiche Stelle setzend, wo eben Jossif gesessen hatte. Jekaterina Petrowna nahm schweigend die Hand vom Balken weg, um ihm Platz zu machen.

„Was für Sachen?“ fragte sie unzufrieden.

„Katja, wenn wir allein sind, brauchst du doch wirklich keine Grimassen zu machen!“

„Ich möchte Sie bitten, sich andererer Ausdrücke zu bedienen, wenn Sie mit mir sprechen.“

„Pfui, wie zimperlich! Die Sache steht also entweder glänzend oder miserabel.“

„Bei mir steht nichts miserabel.“

„Selbstvertrauen ist ein Pfand des Sieges. Hast du meine Papiere versteckt? Die ungebetenen Gäste können ja jeden Augenblick kommen.“

„Alles ist versteckt,“ antwortete Jekaterina Petrowna unwillig.

„Katsja, du kommst mir heute so hölzern vor. Der Tag ist so schön, das Gras ist so weich; an einem solchen Tage möchte man viel spazieren gehen und sich küssen, du aber rümpfst die Nase.“ Er küßte sie auf den Mund; sie wehrte sich nicht, erwiderte aber den Kuß nicht. Als sein Benehmen allzu leidenschaftlich wurde, stand sie auf und sagte:

„Wollen wir zurückkehren: sie werden uns suchen.“

„Wann also?“

„Übermorgen.“

„Warum nicht morgen?“

„So. Morgen habe ich keine Zeit.“ Und sie gingen den Weg zum Ufer zurück. Iwan Pawlowitsch bemerkte:

„Du bist heute schlecht aufgelegt, Katsja.“ Jekaterina Petrowna erwiderte nichts und lächelte.

IV

Viktor ließ sich seit dem frühen Morgen nicht blicken; niemand war aber darüber erstaunt, da er oft plötzlich zu verschwinden und ebenso plötzlich zu erscheinen pflegte. Viel merkwürdiger kam es aber allen vor, daß Ssonja über sein heutiges Verschwinden so aufgeregt war. Sie konnte sich anscheinend keinen Platz finden und ging immer von Fenster zu Fenster und von einem Balkon

zum andern. Selbst Marja Matwejewna merkte den sonderbaren Zustand ihrer Tochter und sagte leise zu Jossif: „Ssonja ist heute so furchtbar aufgereg.“

„Wirklich? Ich habe es gar nicht bemerkt.“

„Glaube mir, es ist so.“ Gleichsam um die Worte der Mutter zu bekräftigen, huschte Ssonja in diesem Augenblick in flatternder Pelerine, die ihr Ähnlichkeit mit einem angeschossenen Vogel verlieh, durchs Zimmer.

„Ssonja, wo willst du hin?“ rief ihr Jossif nach, bekam aber keine Antwort.

Sie lief die Treppe hinunter, dann durch den Garten und die Wiese zum Feldweg, auf dem sich der Viktor in staubigen Kleidern zeigte.

„Hat er dir eine Antwort mitgegeben?“ fragte sie ihn atemlos.

„Nein.“

„Wieso, nein?“

„Er will selbst mit ihm sprechen.“

„Es kann nicht sein! Wann denn?“ Sie drückte Viktor an ihre schwächige Brust und bedeckte ihn mit Küffen.

„Er ist hier hinter dem Wäldchen. Er ist mit mir mitgekommen.“

Ssonja bekreuzigte sich und ließ sich schweigend auf eine Bank nieder.

„Ich kann es noch gar nicht fassen: Andrej Fonwisin ist selbst hergekommen, ich werde ihn gleich sprechen, und dann wird ihn auch Jossif sehen. . . Gott, richte es ein, wie du weißt! Viktor, komm!“

„Wohin?“

„Zu ihm natürlich.“

„Er wird gleich selbst herkommen. Er bindet eben die Pferde an, ich bin vorausgelaufen.“

„Ehe er mit Jossif zusammenkommt, muß ich ihn sprechen.“

„Wie du willst.“

Sonwisin näherte sich mit schnellen gleichmäßigen Schritten. Ssonja schloß die Augen und drückte dem Jungen fest die Hand.

„Guten Tag!“ Seine Stimme schien aus der Ferne zu kommen; als aber Ssonja die Augen aufschlug, stand er schon dicht vor ihr. Viktor war verschwunden.

„Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemühe, aber ...“ fing Ssonja an; Andrej unterbrach sie:

„Sie wissen doch selbst, wie die Sachen stehen; die Person, für die Sie und Adventow sich so interessieren, ist sicher sehr wertvoll, und ich kann daher unmöglich ruhig bleiben. Von Adventow bekam ich eben einen Brief, in dem er mich bittet, Ihnen in dieser Sache behilflich zu sein. Sagen Sie mir kurz alles, was ich tun kann.“

„Blicken Sie ihn nur an, und er wird genesen. Was später auch kommen mag, und wenn auch ‚der Hund immer wieder zu seinem Auswurf zurückkehrt‘, — der Same wird keimen.“

„Was ist jetzt mit ihm los?“

„Dieses Frauenzimmer! Ich sah sie gestern nachts aus seinem Fenster steigen. Ich bin keine Puritanerin: von mir aus kann er auch zehn Verhältnisse haben. Sie ist aber keine gewöhnliche Dirne, sie wird ihn nicht loslassen, ehe sie ihn gänzlich zugrunde gerichtet hat. Sie kennen sie nicht. Sie will, daß er sie heiratet; ich weiß nicht, wozu sie es braucht, jedenfalls richtet sie ihn aber zugrunde. Sie verleitet ihn zum Trinken und fesselt ihn nicht nur mit ihrer Sinnlichkeit (dieses Joch kann man ja leicht von sich werfen), sondern auch mit geheuchelter Güte.“

„Ist sie Ihre Verwandte?“

„Nein, Gott bewahre!“

„Wir sind doch für unsere Verwandten nicht verantwortlich.“

„Das könnte ich gar nicht ertragen. Er ist aber ein zärtlicher und edler Knabe.“

„Kann ich unbemerkt zu ihm kommen, oder muß es in offizieller Form geschehen? . . .“

„Nein, es ist besser, wenn es unter vier Augen geschieht. Ich will es Ihnen erklären: sehen Sie dieses Fenster und darunter die Türe? Das Fenster ist das meines Zimmers, und durch die Türe können Sie hinauf gelangen, wo gleich das erste Zimmer das meinige ist. Ich will ihn vorbereiten und zu mir ins Zimmer bringen. Gehen Sie inzwischen zum Teich; dort steht eine alte Laube, in die niemand kommt und von der aus Sie das Fenster meines Zimmers sehen können. Ich winke mit einem weißen Tuch. Ich danke Ihnen!“ Ehe der Offizier es verhindern konnte, küßte sie ihm beide Hände und flog mit ihrer flatternden Pelerine wie ein angeschossener Vogel davon.

Jossif saß im Salon am Klavier und sang. Jekaterina Petrowna stand hinter ihm und hielt beide Hände auf seinen Schultern. Er blickte zärtlich und etwas geistesabwesend wie ein Angetrunkener. Ssonja wartete, bis er mit dem Lied zu Ende war, und sagte:

„Joseph, komm zu mir auf mein Zimmer, ich muß mit dir prechen.“

„Warum diese Eile? Und warum bist du so aufgereggt, Ssonja?“ fragte Jekaterina Petrowna. Sie beeilte sich gar nicht, ihre Hände von Jossifs Schultern zu nehmen. Ssonja gab ihr keine Antwort und wiederholte:

„Joseph, komm gleich mit, es ist sehr wichtig!“

„Diese Eile ist wirklich sonderbar!“ sagte Jekaterina Petrowna, während Jossif stumm der Buckligen folgte. Ssonja blieb, ehe sie noch ihr Zimmer erreicht hatten, stehen und sagte:

„Gleich wird Andrej Sonwisin mit dir sprechen.“

„Andrej Fonwisin?“ fragte Jossif verständnislos. „Wie soll er plötzlich herkommen?“

„Er ist hier, er wird gleich zu dir kommen, warte auf ihn. Ich bitte dich, wenn du mich noch ein wenig liebst, höre ihn an!“

„Ssonja, Gott sei mit dir! Ich glaube gar, du willst mich in irgendeine Geschichte verwickeln.“

„Ich will dich in eine Geschichte verwickeln?“ sagte Ssonja, die blauen Augen zusammenkneifend, und lief in ihrer flatternden Pelerine davon. Jossif ließ sich schwer in das Sofa sinken und stützte den Kopf in die Hände. Er hatte den Wunsch, entweder einzuschlafen oder mit wilder Stimme aufzuschreien, in einem Schlitten dahinzufahren, ein Fenster einzuschlagen oder jemand zu verprügeln, aber die Schläfrigkeit behielt die Oberhand. Er dachte lächelnd daran, daß Ssonja die Türe, durch die sie soeben eingetreten waren, abgesperrt und den Schlüssel zu sich genommen hatte. Er ging auf die andere Türe zu, die ins Wohnzimmer führte; aber auch diese Türe war von außen abgesperrt.

„Das ist nicht schlecht!“ sagte er, sich zum Schlüsselloch beugend. Im gleichen Augenblick wurde aber ins Loch von außen ein Schlüssel gesteckt, und Jossif hatte kaum Zeit, einen Schritt zurückzuweichen, als die Türe aufging und ein schlanker Offizier ins Zimmer trat, der die Türe hinter sich sofort wieder abschloß. Andrej blieb vor der Türe stehen und blickte unverwandt auf Jossif, der ihn stumm betrachtete.

„Andrej Fonwisin!“ sagte endlich der Offizier.

„Jossif Bardow!“ entgegnete jener, ohne sich zu rühren.

„Ohne mit Ihnen bekannt zu sein, habe ich von Ihnen so viel gehört, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie als erster zu besuchen, und ich bitte Sie, mir zu verzeihen, daß meine Antrittsvisite nicht genügend offiziell ist. Ich komme ausschließlich zu Ihnen. Ihre Kusine und Adventow haben mir viel von Ihnen

erzählt, und die Empfehlung dieser beiden Menschen, die ich so sehr schätze, mußte in mir den Wunsch wecken, Sie persönlich kennen zu lernen."

Jossif schwieg noch immer, den Gast mit den Augen verschlingend. Das ist also dieser fabelhafte Mensch, den die einen für einen Taugenichts und die anderen für einen Heiligen halten! Eines stand aber außer jedem Zweifel: seine Schönheit war tatsächlich fabelhaft, und man mußte sich sagen, daß ein Mensch, den Gott so ausgezeichnet hat, unmöglich das Ungeheuer sein könne, als das ihn viele hinstellen. Der Gast wartete eine Weile und fragte:

„Haben Sie vielleicht keine Zeit, und ich komme Ihnen ungelegen?“

Jossif sagte endlich:

„Nein, es freut mich sehr. Ich bin nur etwas schläfrig.“

Der Gast fuhr fort, ohne zu lächeln:

„Außerdem habe ich gehört, daß Sie diese Gegend zu verlassen beabsichtigen, und ich habe mich beeilt, Sie aufzusuchen, solange Sie noch hier sind.“

„Ich habe gar nicht die Absicht, von hier fortzuziehen,“ entgegnete Jossif ein wenig erstaunt.

„Um so besser. Aber Sie wollen doch irgendwie Ihre Lebensweise ändern, so daß es mir schwerer fallen wird, mit Ihnen zu verkehren. Sie wissen doch, wie man in der Provinz alles übertreibt . . .“

„Ich weiß selbst noch gar nichts.“

„Um so besser. Ich glaube, daß Ihnen jetzt jede Veränderung nur schaden könnte. Verzeihen Sie, daß ich so offen spreche. Ich beurteile ja alles nur auf Grund der Gerüchte, die hier in dieser allwissenden Ländlichkeit verbreitet werden.“

„Sie sprechen wie ein Freund.“

„Eine Veränderung, bei der man in seinem Innern ein unantastbares, heiliges Gemach bewahren kann, ist niemals schrecklich. Eine wirkliche Veränderung wird aber meist von so schrecklichen Erschütterungen hervorgerufen oder begleitet, daß ich einem jeden wünsche, ihr zu entgehen oder sie wenigstens leicht zu überstehen.“

Jossif verschlang seinen Gast mehr mit den Augen, als seine Worte mit den Ohren. Das so seltsam von den blonden Haaren abstechende Gesicht ohne jedes Rot und die großen grauen Augen zogen ihn an, regten ihn auf und versetzten ihn zugleich in süßen Schlummer. Die Stimme klang wie aus weiter Ferne, und nur einzelne, anscheinend zufällige Worte leuchteten in Jossifs Bewußtsein auf.

„Ja, ein heiliges Gemach!“

An der Türe wurde geklopft, und Jekaterina Petrowna's Stimme fragte:

„Jossif Grigorjewitsch, darf ich?“

Beide schwiegen. Jekaterina Petrowna klopfte noch einmal und zog sich, als sie wieder keine Antwort bekam, zurück.

„Jetzt gehe ich. Ich bin überzeugt, daß wir uns noch einmal begegnen werden und zwar als Freunde. Bleiben Sie nur so, wie Sie sind!“ sagte Andrej, ihm unverwandt in die Augen blickend. Dann beugte er sich über den Sitzenden und küßte ihn.

„Ja, ja,“ antwortete jener, ohne sich zu erheben.

„Ich gehe. Auf Wiedersehen!“

„Warten Sie ... nein ... kommen Sie bald wieder ... Ich brauche Sie ...“

„Ich werde Sie besuchen, und Sie mich,“ antwortete Sonja, die Mütze aufsetzend.

„Begleiten Sie mich nicht: Sie werden erwartet.“

Sonja kam ins Zimmer, blickte beide prüfend an und be-

gleitete den Offizier hinaus. Gleich nach ihr erschien Jekaterina Petrowna und erklärte, daß eben die Sitzung beginne, der Jossif unbedingt betwohnen müsse.

„Was hat Ihnen Ssonja gesagt?“

„Ssonja? Nichts. Was sollte sie mir sagen?“

„Seltsam: Sie haben doch eben mit ihr gesprochen!“

Alle waren schon um den langen Teetisch versammelt, als Jekaterina Petrowna und Jossif eintraten. Der letztere wohnte zum erstenmal einer solchen Versammlung bei und kannte außer der Lehrerin, Tantschen und Iwan Pawlowitsch niemand von den Anwesenden. Der Redner machte eine Pause, während die Neuangekommenen unter den Blicken aller Platz nahmen. Es war eine Sitzung des Vereins zur Veranstaltung von Vorlesungen für die Arbeiter, und sie fand in der Form aller ähnlichen Sitzungen statt. Obwohl kaum über zwölf Personen anwesend waren, mußte man sich, wenn man etwas sagen wollte, in die Rednerliste eintragen lassen; eine Rede wechselte die andere ab; es gab eine Rechte, eine Linke und eine Opposition. Jekaterina Petrowna machte den Vorschlag, Jossif nicht nur zum Mitgliede zu wählen, sondern auch mit einem verantwortungsvollen Amte zu betrauen.

Iwan Pawlowitsch, der den Vorsitz hatte, erklärte, auf diese Frage am Schlusse der Tagesordnung zurückkommen zu wollen. Marja Matwejewna, die den Tee einschenkte, versenkte die Zuckerzange in die Zuckerdose und blickte Jossif fragend an.

Dieser begann: „Ohne, ohne . . .“

„Was?“ flüsterte Tantschen.

„Ohne Zucker!“ antwortete Jossif.

Der Vorsitzende schwang die Glocke und sagte:

„Ich fordere Jossif Grigorjewitsch auf, seine Gedanken laut auszusprechen, sich aber zuvor auf die Rednerliste setzen zu lassen.“

Die Tagesordnung bestand in der Erörterung der Frage, ob man zuerst die Liste der notwendigen Ausgaben zusammenstellen und dann von den Fabrikbesitzern die Anweisung des notwendigen Betrages nachsuchen solle, oder umgekehrt; obwohl es schon von vorneherein ganz genau feststand, welchen Betrag die Direktion geben würde. Es kam zur Abstimmung; fünf Mitglieder enthielten sich der Stimme, weil sie die Frage nicht genau gehört hatten; die übrigen Stimmen teilten sich. Jekaterina Petrowna streifte Jossif mit einem Blicke und sagte:

„Ich wiederhole meinen Antrag!“

Jegerew hielt eine lange Rede, die in den Worten ausklang: „Wir wollen die Gründe, die Jekaterina Petrowna bestimmt haben, ihren Antrag zu stellen, nicht näher berühren. Die persönlichen Beziehungen zum Kandidaten dürfen die Wähler in keiner Weise beeinflussen.“

„Was redet er von Beziehungen?“ versetzte laut und unzufrieden Tante Mascha. Alle blickten neugierig auf Jossif und Jekaterina Petrowna.

„Wünschen Sie etwas zu sagen, Jossif Grigorjewitsch Bardow?“

„Ich?“ fragte Jossif, wie aus dem Schlafe erwachend.

„Sagen Sie doch etwas,“ flüsterte Jekaterina Petrowna, die an seiner Seite saß.

Jossif stand auf und sagte:

„Ich... ich möchte sagen, daß ich mich mit Jekaterina Petrowna verlobt habe.“

In der Stille, die diesen Worten folgte, hörte man, wie Tante Mascha ihren Teelöffel fallen ließ.

Es war irgendein Feiertag und echtes Feiertagswetter: im Garten und auf den Feldern war es sonnig, hell und warm. Ssonja ging mit Jossif und Viktor durch den Garten und zupfte an einem Grashalm, den sie in der Hand hielt. Der Schatten des Mädchens auf dem rötlichen Sande war kürzer sogar als Viktors Schatten. Sie blickte zum tiefblauen Himmel, an dem kein einziges Wölken zu sehen war, empor und sagte, wie in einem Gespräch fortgehend:

„Nicht wahr?“

„Ja, ich hätte es mir niemals gedacht, daß ein Mensch einen so bezaubern kann.“

„Nicht wahr?“

„Er sagte mir . . .“

„Jossif, erzähle seine Worte niemand, selbst mir nicht. Bewahre sie in deiner Seele und denke immer an sie. Nicht wahr,“ begann sie wieder, „jedes Leid, jedes Unglück und selbst der Tod für ihn muß als eine Freude erscheinen?!“

„Er hat eine große Anziehungskraft.“

„Und dann sein Gesicht . . .!“

„Was das Äußere betrifft, so kann es Andrej Iwanowitsch wohl mit jedem aufnehmen,“ fiel Viktor ein.

„Als er mich küßte . . .“

Ssonja blieb stehen:

„Er hat dich geküßt, Joseph? So küsse du auch mich!“ fügte sie errötend hinzu. Jossif beugte sich zu dem jungen Mädchen, das sich auf den Fußspitzen reckte, und küßte es laut auf die Wange.

„Nein, nicht so, nicht so!“ sagte sie und drückte ihm einen Kuß auf den Mund.

„Ich will doch dabei sein!“ bettelte der Junge. Sie küßten auch ihn.

„So schön ist es, Joseph: jetzt fürchte ich nicht mehr für dich! Du bist unser, wir sind unser drei!“

„Sogar vier, und fünf!“ zählte Viktor an den Fingern ab.

„Wer denn noch?“ fragte Jossif.

„Wir sind unser viele; du wirst es erfahren,“ antwortete Ssonja ernst und brachte die Rede wieder auf Andrej. Auf dem Nachhausewege ließ sie wie nebenbei fallen:

„Du hast gestern abend natürlich ritterlich gehandelt; die Sache ist aber wohl noch nicht endgültig beschlossen?“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine das mit dem Heiraten . . .“

„Warum?“

„Nun, es wird sich noch zeigen. Die Hochzeit soll doch nicht gleich morgen sein?“

„Selbstverständlich nicht.“

Als Jossif ins Zimmer Jekaterina Petrownas trat, war seine Braut mit der Durchsicht irgendwelcher Papiere beschäftigt. Auf dem Tisch und auf den Stühlen lagen unordentlich oder vielleicht auch in einer gewissen, nur ihr allein bekannten Ordnung Papiere und Brieffschaften verschiedenen Formats, teils zusammengeschnürt und teils lose herum. Vor dem Ofen war eine Tracht Brennholz vorbereitet.

„Katja, was machst du da?“

„Ich ordne die alten Papiere meines Mannes.“

„Und wozu ist das Holz?“

„Gestern abend hatte ich Fieber und wollte für die Nacht den Ofen einheizen.“

„Was fällt dir ein?! Es ist ja ohnehin schon unerträglich heiß!“

Jekaterina Petrowna gab darauf keine Antwort. Sie hüllte sich in ihr Tuch und band alle Papiere mit Ausnahme von zwei oder drei zu einem Paket zusammen. An der Türe wurde plötzlich geklopft, und sie beeilte sich, den Bräutigam fortzuschicken.

„Entschuldige, bitte: ich erwarte geschäftlichen Besuch und möchte die Sache noch vor dem Frühstück erledigen.“

Einige Papiere, die sie beiseite gelegt hatte, schob sie schleunigst unter die Tischdecke. Iwan Pawlowitsch, der ins Zimmer trat, fragte ebenso wie der erste Besucher: „Katja, was machst du da?“ Die Antwort, die sie ihm gab, lautete aber anders. Sie warf das Tuch von sich, hockte sich auf den Boden hin und begann das Holz in den Ofen zu legen.

„Was bedeuten diese Vorbereitungen?“

„Sie wissen doch, daß die von uns erwarteten Gäste bereits eingetroffen sind und mich heute oder morgen überfallen werden?“

„Was gedenken Sie zu tun?“

„Eigentlich müßte ich alle Ihre Papiere Ihnen zurückgeben. Ich will Sie aber nicht zugrunde richten und habe noch viel weniger Lust mich selbst einer Gefahr auszusetzen.“

„Sie wollen also ein Autodafé veranstalten?“

„Das ist es eben. Und ich muß mich beeilen, da sie jeden Augenblick kommen und mich bei dieser Beschäftigung überraschen können,“ sagte Jekaterina Petrowna, das Feuer ansfachend.

„Sind das alle Papiere?“

„Wollen Sie sich denn etwas zur Erinnerung aufheben?“

„Im Gegenteil: ich fürchte, daß Sie etwas vergessen haben.“

„Ich weiß es nicht; ich bin nicht neugierig und habe das Paket nicht einmal aufgebunden.“

„Woher wissen Sie denn, daß die Gefahr so nahe ist?“

„Ich weiß es eben. Obwohl Sie mir immer vorwerfen, daß ich mich allzuviel mit meinen Angelegenheiten abgebe, bin ich doch, wie Sie sehen, besser unterrichtet als Sie.“

„Vielleicht ist es nur ein blinder Alarm?“

„Vielleicht. Dann wollen Sie aber alle Ihre Papiere wieder zu sich nehmen, da sie bei mir durchaus nicht so sicher aufgehoben sind, wie wir es dachten.“

„Warum? Gibt es denn hier im Hause Verräter?“

„Keine Verräter, aber Menschen mit abweichenden Anschauungen.“

„Wer ist es denn?“

„Nun, zum Beispiel Ssonja Dreistück. Nicht umsonst ist sie mit Andrej Fonwisin befreundet, und vor einer Uniform soll man sich immer in acht nehmen.“

„Ich glaube, Ssofja Karlowna ist in Herrn Fonwisin einfach verliebt.“

„Um so schlimmer. Entschließen Sie sich schneller: der Ofen brennt schon.“

Iwan Pawlowitsch drückte die Hand auf die Augen und versank in Gedanken, während Jekaterina Petrowna die schon brennenden Holzscheite mit dem Schürhaken bearbeitete. Er seufzte auf und sagte:

„Nun, von mir aus: verbrennen Sie alles.“

„Ich glaube, das ist wirklich das vernünftigste.“

Und sie stopfte das ganze Paket in den Ofen. Dicker Rauch zog durch das Zimmer. Iwan Pawlowitsch bemerkte:

„Nichts als Rauch! So viele Jahre Leben, Arbeit, Freude und Sorge um so viele Menschen, und alles wird zu Rauch!“

„Es wird auch Feuer geben!“ bemerkte die Witwe lächelnd.
„Aber kein dauerndes; außerdem noch ein Häuflein Asche.“

„Ist hier alles dabei?“ fragte Jegerew, auf das Paket, das schon in Flammen stand, zeigend.

„Alles,“ erwiderte Jekaterina Petrowna sehr bestimmt. „Gehen Sie jetzt: ich muß die Fenster aufmachen und das Zimmer lüften. Es darf Sie hier auch niemand sehen.“

Jekaterina Petrowna geleitete auch den zweiten Besucher hinaus, betastete die unter der Tischdecke versteckten Papiere und begab sich zum Frühstück.

Der heiße Tag führte zu einem kurzen Gewitter mit lustig rauschendem Regen. Ssonja trat in ihrem altmodischen Hut und der ewigen Pelerrine, eine Reisetasche in der Hand, ins Eßzimmer und sagte zu Jossif, der am Tische saß:

„Joseph, lebe wohl, ich verreise.“

„Du verreisest? Wohin?“

„Nach Petersburg, zu Lsolja. Ich habe von ihr einen Brief bekommen. Und deinetwegen bin ich unbesorgt.“

„Ssonja, was fangen wir ohne dich an?“

„Du bist auf dem richtigen Weg, ich werde dir schreiben. Wenn es einmal nötig ist, komme ich zurück. Andrej bleibt ja hier in deiner Nähe.“

„Ich kann es gar nicht fassen, daß du so plötzlich von hier weggehst. Das ist doch kein Traum?“

„Nein, durchaus nicht. Die Pferde stehen ja schon bereit, und der Regen ist auch vorbei.“

Sie traten beide ans Fenster: ein riesengroßer Regenbogen überspannte als siebenfarbige Brücke den ganzen Himmel, und die Sonne funkelte in den nassen Gräsern und Blättern.

„Joseph, bete! Wie herrlich ist das alles!“ Und sie klopfte ihn, während er die wunderbare Brücke am Himmel anstarrte, mit ihrem kleinen Händchen so lange auf die Schulter, bis er

sich bekreuzigte. Ssonja bekreuzigte sich gleichfalls und sagte:
„Jetzt lebe wohl. Du wirst nicht verlassen sein.“

Als Jekaterina Petrowna nach dem Frühstück auf ihr Zimmer zurückkehrte, waren die Papiere unter der Tischdecke verschwunden.

VI

Jossif stand im Waldesdickicht und wußte nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Er glaubte, zum erstenmal in seinem Leben an diese Stelle geraten zu sein. Kein Weg, kein Steg war zu sehen; nichts als Fichten auf den runden, an zarte Brüste gemahnenden Hügeln und versteckte, mit Heidekraut und Preiselbeeren bewachsenen Lichtungen. Es war ungewöhnlich still, und es würde ihm selbst seltsam vorkommen, wenn er zu singen oder zu sprechen anfinge; selbst der Klang seiner eigenen Schritte beleidigte sein Ohr. Er setzte sich auf einen Baumstumpf, nahm den Hut ab und sah, wie die Sonne sich zum Abend neigte, den blauen, unbewaldeten Gipfel des hohen Hügels mit rosigem Licht übergießend. Aus dem Dickicht trat ein Mann mit einem Korbe auf dem Rücken und einem langen Stecken in der Hand. Er beugte sich jeden Augenblick, wie wenn er etwas auf dem Boden suchte, blieb manchmal stehen und ging dann wieder langsam weiter. Der weiße zottige Hund, der ihn begleitete, bellte den regungslos sitzenden Jossif an. Der Alte blickte auf und sagte:

„Junger Herr, guten Tag!“

„Ach, du bist es, Parfen? Guten Tag!“

„Wie sind Sie hergekommen? Zu Fuß?“

„Ist denn Ihr Dorf in der Nähe?“

„Bis zu unserem Dorfe sind es an die drei Werst. Von der Fabrik haben Sie sich aber zehn Werst und vielleicht noch weiter entfernt. Haben Sie sich verirrt?“

„Nein, ich ging einfach immer weiter und bin so hergekommen. Was machst du? Sammelst du Pilze!“

„Ja, Pilze zum Abendbrot. Das Erntefest steht ja vor der Türe, also ist ja Fastenzeit. Marina wird mir eine Suppe kochen.“

„Ist denn Marina wieder hier?“

„Ja, sie ist für kurze Zeit hergekommen. An eine herrliche Stelle hat Sie Gott gebracht: so schön still ist es hier. Hier wäre es gut, eine Zelle zu bauen; keine einzige Menschenwohnung in der Nähe, nichts als Wald und Gott.“

„Ja, ein heiliges Gemach!“

„Darf ich Sie zu uns bitten? Ich gebe Ihnen von unseren Pilzen zu kosten und will Sie abends auf die Fabrik fahren.“

„Sehr gern. Sind Sie mit dem Pilzsammeln fertig?“

„Ich habe schon genug, habe keinen Platz mehr, um noch welche hinzutun. Ich sammele ja nur die Hüte und lasse die Füße stehen.“ So stolz wie ein glücklicher Jäger, zeigte er Jossif seinen Korb, in dem lauter Steinpilzhüte mit grünlichen und weißen Unterseiten dicht beieinander lagen. Der Hund legte sich zu ihren Füßen nieder und ließ die Zunge heraushängen. Die Sonne, die schon ganz tief stand, leuchtete durch die Zweige.

„Ist hier nicht ein Waldsee in der Nähe?“

„Ja, eine halbe Werst von hier. Wir kommen an ihm vorbei.“

„Wohin sind Sie damals im Sommer mit Jonwisin im Boote gefahren? Sie wissen doch noch, wie wir Ihnen begegneten?“

„Ich kann mich nicht mehr erinnern. Ich bin ja mit ihm so oft gefahren. Wahrscheinlich auf seine Imkereei.“

„Ist denn sein Gut hier in der Nähe?“

„Gewiß. Es liegt am See.“

„Ist er ein guter Mensch?“

„Ein braver und guter Herr.“

„Man erzählt doch von ihm viel Schlechtes.“

„Von wem erzählt man das nicht? Wenn man so in die Welt hinaushorcht, bekommt man wenig Schönes zu hören. Andrej Iwanowitsch ist gut und führt ein gottgefälliges Leben. Gott allein kennt seine Sünden, er tut aber niemand etwas Böses und ist immer bereit, Gutes zu tun.“

„Was hat er denn für Sünden?“

„Wer kennt sie? Ich bin nicht sein Beichtvater und habe seine Beichte nicht gehört.“

„Was sagen aber die Leute?“

„Dummheiten. Ich will nicht fremdes Gerede weitergeben und höre niemals darauf. Mir erzählen die Leute Gott sei dank nichts.“

„Er ist sehr schön.“

Barfen seufzte auf und sagte:

„Das ist unwichtig. Die Schönheit ist natürlich eine Gabe Gottes, kann aber den Menschen auch zu Bösem verleiten.“

„Ach nein, sein Gesicht drückt ja nichts als Güte aus!“

„Er hat ja kein Gesicht, sondern ein Antlitz.“

Die Stube war nur von einem Öllämpchen und einer Kerze, die vor dem Bilde des Erzengels brannte, erleuchtet. Im Dämmerlichte konnte man Marina, die vor den Heiligenbildern stand und ab und zu lautlos niederkniete, kaum erkennen.

„Marina!“ rief der Vater leise. Sie verneigte sich, ohne ihm zu antworten, noch einigemal vor den Heiligenbildern und ging auf die beiden zu.

„Wen hast du hergebracht?“

„Pawel!“ schrie sie plötzlich auf und taumelte zurück.

„Was hast du, Marina? Gott sei mit dir! Es ist ja der junge Herr, Jossif Grigorjewitsch.“

Marina stand bestürzt da, die linke Hand mit dem Rosenkranz vor sich ausgestreckt.

„Zünde die Lampe an und koche uns die Pilze, die ich gebracht habe; der junge Herr wird mit uns essen; gib ihm eine eigene Schüssel.“

„Mein Gott, mein Gott!“ flüsterte Marina, in die andere Stube gehend.

„Was hat sie?“ fragte Jossif, der sich in der Dämmerung ans Fenster setzte, aus dem er das trübe Abendrot über dem See sehen konnte.

„Sie hat Sie für ihren verstorbenen Mann gehalten: Sie sehen ihm ja auch wirklich ähnlich. Nehmen Sie es ihr nicht übel.“

„Fühlt sie sich nicht mehr so unglücklich?“

„Sie nimmt sich zusammen und betet. Der Heiland weiß am besten, wie sie zu heilen ist.“

Marina kam mit der Lampe. Sie sah weder abgemagert noch bleicher aus, ihre Augen brannten noch unheimlicher als früher, schienen aber ab und zu ganz zu erlöschen.

„Marina, guten Tag! Hast du mich nicht erkannt?“ fragte Jossif.

„Ich hatte mich im Finstern geirrt,“ sagte die junge Frau mit niedergeschlagenen Augen.

Parfen ging hinaus, den Wagen anzuspannen. Jossif aß schweigend seine Pilze. Marina legte ihren Löffel auf den Tisch und starrte in die Lampenflamme. Der Gast fragte schließlich:

„Nun, wie ist es dir in Petersburg gegangen?“

„Wie es mir gegangen ist? Ist es denn nicht ganz gleich, ob ich hier oder dort zu Gott bete?“

„Gehst du also nicht mehr zurück?“

„Doch, sobald mich Vater abreisen läßt.“

„Es ist dir also doch nicht ganz gleich.“

„Ja, dort ist es vielleicht etwas ruhiger.“

„Gewöhnst du dich allmählich?“

„Woran denn?“ fragte sie mit einem Blick auf Jossif.

„Hast du ihn schon ein wenig vergessen?“

Marina rief aus:

„Sie haben wohl noch nie richtig geliebt, sonst hätten Sie das nicht gesagt! Wie kann ich vergessen? Wie kann ich mich daran gewöhnen? Ich bete nur zu Gott, daß er mir schneller den Tod schickt.“

Sie wandte das Gesicht vom Gaste weg und sagte leise:

„Ich darf Sie gar nicht ansehen, es ist Sünde.“

„Warum?“

„Diese Ähnlichkeit mit Pawel: auch der Blick und die Stimme!“ Und sie erhob sich von der Bank und ging, sich an der Wand entlang tastend, hinaus. Der Wagen war schon angespannt, und Jossif kam beim Lichte des aufgehenden Augustmondes nach Hause, wo man wegen seiner langen Abwesenheit unruhig geworden war. Jekaterina Petrowna saß, in ihr Tuch gehüllt, auf den Stufen vor dem Hause. Als sie den Wagen im Schatten der Bäume vor dem Tore halten hörte, schrie sie auf:

„Jossif Grigorjewitsch, sind Sie es?“

„Jawohl!“ antwortete Parsen.

„Was ist mit Ihnen los? Wo haben Sie gesteckt? Wir dachten uns Gott weiß was.“

„Der junge Herr ist heil und gesund,“ erklang aus dem Dunkel wieder Parsens Stimme.

Jekaterina Petrowna kam Jossif entgegen, nahm ihn am Arm, schmiegte sich eng an ihn und sagte:

„Was war das für ein Einfall, so plötzlich zu verschwinden? Man könnte meinen, daß Sie mich und das Haus meiden wollen . . .“

„Verzeihen Sie: ich war einfach, ohne es selbst zu merken, weit in den Wald gekommen und habe Parfen getroffen, der mich nun nach Hause gebracht hat.“

„Sie haben natürlich furchtbaren Hunger?“

„Nein, ich danke, ich habe schon bei Parfen gegessen.“

„Aber etwas trinken müssen Sie unbedingt: nach der Fahrt ist es direkt notwendig.“

„Gerne.“

Im finstern Flur küßte sie ihn und flüsterte:

„Ich habe mich so furchtbar gesehnt!“

Beim Abendessen war Jekaterina Petrowna schweigsam und nachdenklich. Als sie beide allein geblieben waren, ließ sie den Kopf wie weinend in die Hände sinken. Jossif fragte sie, indem er sich selbst Brantwein einschenkte:

„Was hast du, Katja?“

„Nichts,“ sagte sie, ohne die Hände vom Gesicht zu nehmen.

„Wieso, nichts? Du weinst doch! Hat dich jemand gekränkt?“

„Nein. Interessiert Sie denn das?“

„Es wird mich wohl interessieren, wenn ich danach frage.“

Jekaterina Petrowna nahm die Hände vom Gesicht und sagte ruhig und sehr bestimmt:

„Jossif Grigorjewitsch, ich danke Ihnen für Ihren edlen Schritt, muß Ihnen aber sagen, daß es noch nicht zu spät ist und daß Sie durch Ihr Wort keineswegs gebunden sind.“

„Was sagen Sie? Werde ich denn mein Versprechen zurücknehmen?“

„Es kommt vor, daß man sein Versprechen nicht zurücknimmt, aber zurückbekommt,“ versetzte Jekaterina Petrowna ge-
dehnt, auf die Seite blickend. „Ich liebe Sie zwar, habe aber
nicht die geringste Lust, Sie mit Ihren Angehörigen zu ent-
zweien.“

„Mit wem können Sie mich entzweien? Sind das immer
noch die alten Ehimären wegen Ssonja?“

„Vielleicht sind es nicht bloß Ehimären, und vielleicht han-
delt es sich nicht um Ssofja Karlowna allein.“

„Begreife doch: ich will es, und du warst ja auch nicht da-
gegen. Was kann uns noch im Wege stehen?“

„In jedem Fall rate ich, sich nicht zu übereilen und bis zum
Herbst zu warten. Ich glaube, daß ich noch gut drei Monate
warten kann!“

„Was willst du damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß ich nur noch drei Monate deine
Braut sein kann, ohne mich dem allgemeinen Spott auszu-
setzen.“

Jossif wollte aufstehen, ließ sich aber wieder in den Stuhl
sinken und schenkte sich noch ein Glas ein.

„Und du wolltest mir erlauben, meinen Antrag zurückzu-
nehmen? Die Fastenzeit ist bald um, und gleich am sechzehnten
wollen wir unsere Hochzeit feiern!“

Jekaterina Petrowna errötete und sagte: „So heiß ist es hier!“
Und sie knöpfte ihr Bluse auf. Jossif verließ seinen Platz am
Tisch, setzte sich neben seine Braut, umschlang sie mit der einen
Hand und begann mit der anderen ihre Brust zu streicheln.

„Wir werden dann auch Ssonja kommen lassen müssen,“
sagte sie, auf die Seite blickend.

„Ja, ja,“ bestätigte Jossif zerstreut, sie noch fester an sich
drückend.

Jekaterina Petrowna schmiegte sich gleichsam ermattend an ihn und sagte:

„Jetzt sind Sie ein echter Mann und kein Kind mehr!“

„Erinnern Sie sich noch an Ihren Wunsch à discrétion?“ fragte Jossif.

„Er ist schon in Erfüllung gegangen,“ flüsterte Katja mit einem Kuß.

VII

Jossif verbrachte alle diese Tage zu Hause: ihn hielten die Zärtlichkeit und die geschickte Politik Jekaterina Petrownas und die Ankunft des Vater Pjotr zurück, den die Tochter zu der bevorstehenden Hochzeitsfeier eingeladen hatte. Der Geistliche kam früh am Morgen, als fast alle noch schliefen. Jossif empfing ihn im Vorzimmer, und sie küßten sich wie Freunde. Vater Pjotr schien wenig froh: entweder war er, obwohl er sonst das Reisen gewohnt war, müde oder von einem geheimen Kummer bedrückt. Er küßte Jossif gleichsam mitleidsvoll und sagte:

„Ich gratuliere, ich gratuliere! Danke, daß Sie den alten Vater nicht vergessen haben. Eigentlich hätte ich zu der Hochzeit gar nicht kommen sollen, aber mein Herz ließ mich nicht ruhen. Nun werde ich wenigstens zu Hause mit euch feiern.“

„Werden Sie denn nicht auch in die Kirche kommen?“

„Nein, es ist nicht Sitte.“

Katja erschien, ohne sich vor dem Verlobten zu genieren, im Morgenkleide und Hausschuhen, mit nachlässig aufgestecktem Zopf. Sie küßte den Vater und den Bräutigam und sagte zu dem ersteren:

„Nun bist du gekommen.“

„Ja, ich bin gekommen.“

„Willst du dich nicht waschen?“

„Ich will gleich alles herrichten!“ sagte Jossif und eilte hinaus, um Vater und Tochter allein zu lassen.

„Ich gratuliere, Tochter! Du trittst also zum zweitenmal vor den Traualtar.“

„Ja, wer hätte das erwartet?“

„Das kommt öfters vor: der Mensch weiß nie, wo er etwas verliert, und wo er etwas findet.“

Beide schwiegen. Vater Pjotr sagte nach einer Pause:

„Jossif Grigorjewitsch ist für dich eigentlich etwas zu jung.“

„Ja. Aber das kommt vor. Er liebt mich.“

„Das bezweifle ich gar nicht: wenn er dich nicht liebte, würde er dich nicht nehmen. Und liebst du ihn, Katerina?“

„Hätte ich ihn nicht geliebt, so würde ich ihn doch nicht heiraten.“

„Bei dir ist es etwas anderes.“

Er kam dicht an Jekaterina Petrowna heran, ergriff ihre Hand und sagte leise:

„Er ist noch ein Kind, Katja. Richte ihn nicht zugrunde. Du wirst dich dafür vor Gott zu verantworten haben!“

Jekaterina Petrowna sah den Vater scharf an und flüsterte:

„Kann man denn einen, den man liebt, zugrunde richten?“

„Ist schon gut. Nimm es mir nicht übel: ich habe es nur so gesagt.“

„So darf man weder sprechen noch denken.“

Vater Pjotr fragte beim Frühstück:

„Wo ist denn Sossja Karlowna, und wo ist mein Enkel?“

„Ssonja ist in Petersburg, und auch Viktor ist dort: er muß lernen.“

„Hatte er es denn so eilig?“

„Wir wollen ja unsere Hochzeit ganz im stillen feiern. Was soll er unnütz die Zeit verlieren? Ssonja haben wir aber benachrichtigt, und sie wird wohl kommen.“

„Ich habe nur so gefragt. Man pflegt ja sonst nicht eine so wichtige Sache ohne seine Nächsten zu machen.“

„Nach dem Frühstück fahre ich hinüber, Katja,“ sagte Jossif schüchtern.

„Wohin denn?“ fragte die Frau mit unzufriedener Miene.

„Zu Sonwistin.“

„Willst du ihn denn zur Hochzeit einladen?“

„Nein, außer den Brautführern werden ja keine Fremden dabei sein.“

„Gewiß. Aber selbst wenn Fremde dabei wären, wünschte ich nicht, Andrej bei meiner Hochzeit zu sehen.“

„Warum?“

„Ich habe meine Gründe.“

„Ich dachte auch gar nicht daran, ihn einzuladen. Ich wollte ihn einfach besuchen.“

„Heute nicht. Vater ist ja da; außerdem möchte ich, daß du diese Tage zu Hause bleibst, Joseph. Schreibe ihm einen Brief, wenn es so notwendig ist.“

„Gut, ich will es gleich tun.“

„Sie werden eine strenge Gattin haben, Jossif Grigorjewitsch,“ bemerkte Vater Pjotr lächelnd.

In Jossifs Abwesenheit wollte keine richtige Unterhaltung zustande kommen. Tantschen schwieg und seufzte, Jekaterina Petrowna räumte geräuschvoll die Tassen weg, und auch der Gast schwieg.

„Hast du den Brief schon fortgeschickt? Gib ihn her, ich will ihn besorgen: der Knecht fährt sowieso hin, um die Blumen zu holen,“ sagte Jekaterina Petrowna, sich erhebend.

Sie trat vor die KÜchenthüre und sagte zum Knecht, der bereits mit dem Wagen wartete:

„Hier hast du das Verzeichniß der Blumen und einen Brief. Paß auf, daß du das Verzeichniß nicht verlierst; der Brief ist weniger wichtig. Wenn Andrej Iwanowitsch nicht zu Hause ist, gibst du den Brief jemand anderm ab.“ Und sie schenkte ihm einen Rubel.

Der Knecht blickte sie mit seinen Spitzbubenaugen erstaunt an. Jekaterina Petrowna fügte aber hinzu, wie wenn es ihr erst eben eingefallen wäre:

„Fahre bei Iwan Pawlowitsch vorbei und bitte ihn, mitzukommen: er wird die Blumen auswählen und den Brief abgeben. Sag ihm, daß ich ihn sehr darum bitte.“

Jossif wartete vergebens auf eine Antwort.

Die Hochzeit wurde tatsächlich in aller Stille gefeiert, ganz ohne Fremde, selbst ohne Viktor und Ssonja, die aus irgendeinem Grunde nicht gekommen war. Der Bräutigam war schweigsam und nachdenklich und schien nicht ausgeschlafen. Auch die Braut war schweigsam, aber ruhig und selbstbewußt. Als sie von der Kirche heimfuhren, begegneten sie unterwegs einem Wagen, in dem Parfen und Marina saßen. Der Alte ließ den Wagen halten und zog die Mütze. Jossif rief ihm zu:

„Guten Tag! Wo fahrt ihr hin?“

„Zur Station. Ich muß Marina hinbringen.“

„Geht sie nach Petersburg?“

„Ja, nach Petersburg.“

„Glückliche Reise!“

Marina war ganz schwarz verkleidet, in Tücher gehüllt und starrte unbeweglich, ohne etwas zu sehen, vor sich hin.

Zu Hause wurden sie ebenso freundlich wie geräuschvoll von Vater Pjotr begrüßt. Bald wurde aber auch er still, als er das

junge Paar traurig und nachdenklich sah. Auch die Neuvermählte war schweigsam, obwohl sie ab und zu versuchte, lustig und sorglos zu sprechen. Jossif trank viel und küßte alle. Als wieder einmal eine Pause eingetreten war, sagte er plötzlich: „Jemand kommt gefahren!“ Alle spitzten die Ohren und hörten tatsächlich Schellengeläute, das immer näher kam. Die Schellen verstummten, eine Türe wurde aufgeschlagen, und nach wenigen Augenblicken erschien im Zimmer eine kleine bucklige Gestalt im altmodischen Hut und Pelerine, mit einem Strickbeutel in der Hand.

„Ssonja!“ rief Jossif aus, indem er aufsprang und den Stuhl umwarf.

„Ich komme wie Tschatzkij in Gribojedows Komödie: direkt vom Schiff auf den Ball. Ich gratuliere, Joseph, ich gratuliere, Katja!“

„Warum bist du denn nicht zur Hochzeit gekommen?“

„Ich habe das Telegramm erst heute erhalten,“ antwortete Ssonja, der Neuvermählten gerade in die Augen blickend.

„Ich habe es vor sechs Tagen abgeschickt,“ sagte Jekaterina Petrowna, ohne den Blick zu senken.

„Und ich habe es doch erst heute bekommen!“ erwiderte Ssonja ruhig. „Sie haben damit offenbar jemand beauftragt, der es für nötig fand, das Telegramm erst heute aufzugeben,“ fuhr die Bucklige lächelnd fort, sich neben Jossif setzend.

„Trinkst du mit?“

„Gerne. Es ist etwas zu kalt.“

„Bist du nicht sehr erstaunt? Bist du mir nicht böse?“ flüsterte der junge Ehemann seiner Tischdame zu.

„Nein, ich bin nicht erstaunt. Und warum sollte ich böse sein? Du konntest anscheinend nicht anders.“

„Wie gut du bist!“

„Genug davon. Ich verliere niemals Zeit damit, daß ich etwas Geschehenes bedauere, sondern bemühe mich immer, das zu tun, was mir im gegebenen Augenblick als notwendig erscheint. Lassen wir darum dieses Tuscheln. Es ist bitter!“ sagte sie laut, worauf die Neuvermählten sich der Sitte gemäß küßten.

„Wie unwahrscheinlich ist doch das alles!“ sagte Tantschen, als sie sich im selben Zimmer wie Ssonja zu Bett begab.

„Nun zeigt es sich aber, daß es sehr wahrscheinlich ist!“ erwiderte Ssonja, sich vor den Schreibtisch setzend. Sie schrieb einen langen Brief nach dem andern, wusch sich dann, blies die Kerze aus, bekreuzigte sich, kniete nieder und ließ den Kopf auf den Bettrand sinken.

Dritter Teil

I

In der Fabrikgegend war es bedeutend stiller geworden, als die jungen Pardows und Ssonja sich nach Petersburg begeben hatten, wohin auch Andrej Fonwisin abgereist war. Auch Iwan Pawlowitsch Jegerew verließ die Gegend. Der Oktober beraubte die Bäume der letzten Blätter, und alles war wieder demuthsvoll still und heiter. Tante Mascha wanderte allein durch die Zimmer und erfuhr aus den nicht allzu häufigen Briefen allerlei Großstadtneuigkeiten: daß die Erbschaft kein Märchen sei, daß die Banken und Gerichte durchaus nicht die Absicht hätten, unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen und daß Tante Anja hoffe, die ganze Angelegenheit noch vor Ostern zum Abschluß zu bringen; daß Jekaterina Petrowna sich eine, nach Ansicht der Provinzlerin etwas zu teure Wohnung in der Furschtatskaja-Straße gemietet habe, daß Viktor bei dem jungen Paare wohne und seiner Mutter durch sein Benehmen nach wie vor großen Kummer und Arger mache; daß Ssonja mit den Pardows freundschaftliche Beziehungen unterhalte und sie oft besuche. Marja Matwesjewna versuchte auf Grund dieser Mitteilung vergebens zu ergründen, was sie am meisten interessierte: ob das nach dem Norden verzogene junge Paar glücklich sei oder nicht.

Das junge Paar hatte sich in der Furschtatskaja tatsächlich auf etwas größerem Fuße eingerichtet, als es ihm seine jetzigen Verhältnisse erlaubten; das hatte aber seinen Grund in der weisen Voraussicht Jekaterina Petrownas, die nicht nur an den

morgigen Tag, sondern auch an die fernere Zukunft dachte. Jossif Grigorjewitsch kümmerte sich aber nicht allzuviel darum: ihm genügte es, wenn man ihn in Ruhe ließ, ihm gestattete, mit seinen Freunden zusammenzukommen, durch die noch nicht eingerichteten Zimmer, wo offene Koffer und noch nicht ausgepackte Möbelstücke herumstanden, auf und ab zu gehen und seine Lieder zu singen. Ssonja kam ebenso oft wie früher; sie war ebenso freundlich und immer besorgt und trug die gleiche Pelerine, den gleichen Hut und den gleichen Strickbeutel in der Hand. Jekaterina Petrowna widmete sich ganz ihrer Aussteuer und konferierte täglich stundenlang mit der Schneiderin. Zum zwanzigstenmal wurde die Frage erörtert, wie die junge Frau Pardow am passendsten zu kleiden sei. Auch an diesem Mittag standen sie vor dem Spiegel, die Schneiderin kauerte, den Mund voller Stecknadeln, ihr zu Füßen und ordnete die Falten am Rocksaume.

„Sie meinen also, Madame, daß wir ein Tailleurkostüm machen sollen? Es ist natürlich am diskretesten, kann aber die Figur allzu sehr unterstreichen.“

„Nehmen wir dann einfach eine englische Bluse mit Kravatte.“

„Ja, ob das aber zu Ihrer Figur paßt, Madame? Die Farbe sollte jedenfalls nicht allzu lebhaft sein.“

„Gewiß, aber heute sind die blassen Farbtöne nicht mehr Mode: man bevorzugt wieder die ausgesprochenen Farben.“

Bei dieser Beschäftigung traf sie Ssonja an, die sich im Hut, wie sie war, auf den Stuhl neben der Türe setzte.

„Hast du noch immer damit zu tun?“ fragte die Bucklige, auf den Haufen der Modejournale zeigend.

„Es bleibt mir nichts anderes übrig. Und was treibst du? Immer beschäftigt?“

„Ja, hier bin ich nicht auf der Fabrik, wo ich genug Zeit zum Spaziergehen, zum Schlafen und Träumen hatte.“

„Und ich kann immer noch nicht mit der Wohnung und all dem Tand fertig werden. Machen Sie diese Falte etwas tiefer!“ wandte sie sich an das auf dem Boden kniende junge Mädchen.

„Hast du Tante Nelly schon lange nicht gesehen?“

„Ich habe sie soeben getroffen. Sie will dich gerade besuchen.“

„Heute?“

„Ja, und zwar sehr bald: sie ist ganz in der Nähe, bei den Dmitrewskijs.“

„Beeilen Sie sich, meine Liebe!“

„Sofort, Madame!“

Die von einer sehr energischen Hand gezogene Klingel schrillte aber schon durch den ganzen Korridor.

„Sei so gut, Ssonja, empfang die Tante, entschuldige mich bei ihr und unterhalte sie, bis ich mit der Anprobe fertig bin.“

„Gerne!“ erwiderte Ssonja und ging der korpulenten Dame mit den grauen Locken entgegen, die sofort zu reden anfing:

„Ach, du bist hier, Sophie! Guten Tag, noch einmal! Und wo ist unsere Poptochter?“

„Sie läßt sich entschuldigen: sie hat noch einen Augenblick zu tun und kommt sofort heraus.“

„Weißt du, vor dem Besuch bei Adelaida war ich in der Kirche und sah aus dem Fenster Gräfin Lisa mit einem wunderbaren Paar Pferde vorbeifahren, die sie vor kurzem gekauft hat. Und ich komme immer nicht dazu, meiner Nastja Pferde zu verschaffen; mein Iwan Grigorjewitsch ist aber ein Waschlappen und kann selbst nichts erreichen. Diese sündhaften Gedanken lenkten mich vom Gottesdienste ab; plötzlich höre ich aber, wie der Diakon liest: Trachtet nach dem Reich Gottes, so wird euch

solches alles zufallen.' Es war wie eine Prophezeiung! Ich trachte nach deinem Reiche, Herr, und die Pferde werden mir zufallen."

Ssonja lächelte und fragte: „Worin liegt denn die Prophezeiung?“

„Warte, du wirst es gleich hören. Ich komme nach Hause und denke daran, daß mir heute etwas Unangenehmes bevorsteht. Endlich fällt es mir ein: eine große Wechselschuld ist heute fällig. Ich suche den Wechsel in ‚Hilf mir, Herr...‘“

„Warten Sie: was ist das für ein ‚Hilf mir, Herr‘?“

„Ach, du weißt es ja nicht! Ich habe je eine Schachtel für die bezahlten und die nicht bezahlten Rechnungen, auf der einen steht: ‚Hilf mir, Herr‘ und auf der andern: ‚Ich danke dir, Herr‘. Vater Alexej hat mir diesen Rat gegeben. Es ist doch nett, nicht?“

„Ich weiß wirklich nicht...“

„Ich schaue also in ‚Hilf mir, Herr‘ nach, der Wechsel liegt aber nicht da. Überall suche ich ihn und finde ihn schließlich in ‚Ich danke dir, Herr‘. Ich hatte ganz vergessen, daß ich ihn schon vor einem halben Jahre, als ich den Wald verkaufte, bezahlt hatte. Ist es nicht wunderbar?“ Und sie fügte ganz unvermittelt mit veränderter Stimme hinzu: „Hast du auch ‚luttés‘?“

„Ob ich was habe?“

„Des luttés, — Kämpfe? Wenn ich zu der Stelle komme, ‚Dein Wille geschehe‘, so beginnt bei mir immer ein Kampf: ich will, daß mein Wille geschehe. Wo bleibt aber unsere Popentochter?“

Die Popentochter trat in diesem Augenblick ins Zimmer. Tante Nelly fiel über sie her und schwatzte bereits von anderen Dingen. Ssonja stand auf und sagte: „Ich muß jetzt gehen, Katja, ich wünsche dir jeden Erfolg. Wo steckt Joseph?“

„Bei sich oder bei Viktor. Willst du zu ihm?“

„Jetzt nicht. Ich esse bei euch zu Mittag, weißt du es noch?“

„Und ob! Also auf baldiges Wiedersehen!“

Die beiden Damen küßten sich zum Abschied. Als Ssonja fort war, fragte Tante Nelly: „Nun, wie steht es? Haben Sie es sich noch nicht überlegt?“

„Ach nein, wie können Sie es nur sagen! Im Gegenteil, ich lechze nach der Aufnahme!“

„Sie werden auch aufgenommen werden, wie es geschrieben steht: ‚Wer da anklopft, dem wird aufgetan‘.“

Als der Besuch fort war, schrieb Jekaterina Petrowna auf den schon fertigen Brief die Adresse: „Herrn Iwan Pawlowitsch Jegerew“ und wanderte dann bis zum Essen durch die Zimmer, vor den noch nicht angebrachten, an die Wände angelehnten Spiegeln stehen bleibend und sich etwas überlegend.

Aus den inneren Räumen klang schwach Jossifs Gesang. Katja runzelte die Stirne, schloß die Türe ganz zu und fuhr fort, die Hände im Rücken, auf und ab zu gehen.

II

Viktor ging in seinem kleinen Zimmer auf und ab, während Ssonja und Jossif im Haldunkel, das schon nach zwei Uhr das Zimmer füllte, am Fenster saßen. Der Junge hatte den Wuchs seines Stiefvaters noch nicht erreicht, war aber schon sehr groß und hatte die steifen und eckigen Bewegungen eines Halbwüchsligen. Ssonja schwieg, und nur Jossifs Stimme allein klang vom Fenster herüber. Er sprach langsam, mit klagender Stimme davon, daß seine Frau die Freundschaft zwischen ihm und ihrem

Sohn nicht gerne sehe, ihm nicht erlaube, nach eigenem Gutdünken auszugehen, und ihm sogar verbiete, seine Lieblingslieder zu singen.

„Sie sagt, sie müsse sich vor den Dienstboten schämen, ich benehme mich wie ein Küster oder wie ein Zimmermaler.“

„Und ist dabei selbst eine Popentochter!“ rief Viktor aus, sich auf den Absätzen umwendend. „Was brauchtest du dich auch mit ihr einzulassen, Jossif?!“

„Nun, Gott sei mit ihr. Dafür habe ich dich und Ssonja,“ sagte der Stiefvater versöhnlich.

„Ich meine, daß du, um uns zu haben, Katja gar nicht zu heiraten brauchtest,“ versetzte Ssonja lächelnd.

„Ich will dich mit Ssenjka dem Schnittwarenkommis bekanntmachen, ja? Ein reizender, lustiger Mensch!“

„Ein Schnittwarenkommis?“ fragte Ssonja.

„Ja. Was ist denn dabei?“

„Nichts. Es ist natürlich kein Unglück, daß er Kommis ist, ich glaube aber, er ist ein übler Gassenjunge.“

„Woher weißt du das?“

„Nur aus deinen eigenen Berichten. Woher denn sonst?!“

Jekaterina Petrowna stürzte sehr geräuschvoll ins Zimmer und begann sofort zu schreien:

„Ich habe es dir schon gesagt, Viktor, daß du, wenn du mit uns wohnen willst, dich von deinen lieben Freunden lossagen mußt oder es wenigstens so einrichtest, daß sie nicht herkommen. Es sind ja Gott weiß was für Menschen: sie können einen ermorden oder ausrauben. Dieser Verkehr kann auch der Polizei auffallen. Glaubst du vielleicht, daß man uns nicht beobachtet?“

„Iwan Pawlowitsch besucht uns ja auch.“

„Was willst du damit sagen?“

„Nur daß man wohl auch ihn beobachtet.“

„Das ist was ganz anderes: er ist ja kein Gassenjunge und kein Dieb.“

„Vielleicht aber noch was Schlimmeres.“

„Nun, darüber wollen wir später sprechen. Ich hab' dir meine Meinung gesagt. Tu, was du willst.“ Mit diesen Worten ließ sie sich geräuschvoll in einen Stuhl sinken.

„Katja, warum bist du eigentlich überzeugt, daß alle Leute, die zu Viktor kommen, Rowdys, Diebe und dergleichen sind?“

„Weil sie ärmlich gekleidet sind und die Dienerschaftstreppe benutzen,“ mischte sich Ssonja ein, die bis dahin geschwiegen hatte.

Katja blickte sie an und sagte durch die Zähne: „Du bist eine heilige Seele, Ssonja, und verstehst nichts davon.“

„Es ist nicht wahr, daß ich nichts verstehe; ich meine aber, daß es nicht von meiner Heiligkeit, sondern von was anderm kommt. Außerdem glaube ich, daß es in erster Linie Joseph angeht.“

„Joseph ist mit mir gleicher Ansicht,“ entgegnete Jekaterina Petrowna schnell. Sie fing die Hand des auf und ab gehenden Gatten auf und drückte sie leise.

„Ja, Katja, gewiß!“ sagte dieser, stehenbleibend.

„Wenn ihr nur wüßtet, wie ich euch alle satt habe!“ schrie der Stieffohn aufspringend.

„Wo willst du hin?“ fragte Ssonja.

„Ich jage dich ja nicht hinaus, ich verlange nur, daß zu uns keine verdächtigen Individuen ins Haus kommen.“

„Ich weiß, ich weiß! Macht es unter euch aus. So bald seht ihr mich nicht wieder!“

„Wie nervös ihr doch alle geworden seid,“ sagte Ssonja, auf die Türe, die Viktor hinter sich zugeschlagen hatte, blickend.

„Die Petersburger Luft ist euch sicher nicht zuträglich.“

Jekaterina Petrowna erwiderte nichts. Sie saß ruhig da und drückte zärtlich Jossifs Hand, die in der ihrigen geblieben war. Die frühe Abenddämmerung begann die Winkel des Zimmers zu füllen. Die Stille erschien nach dem Geschrei von vorhin noch tiefer. Ssonja erhob sich endlich von ihrem Platze und sagte:

„Nun, es ist Zeit, daß ich gehe. Wir sehen uns doch am Abend wieder?“

„Wo?“ klang die Stimme der Frau Pardow wie aus tiefem Wasser.

„Auf der Moika. Heute ist doch eine Versammlung. Bemüht euch, bitte, nicht, mich hinauszubegleiten: ich gehöre doch zur Familie. Ich bitte dich, Katja, setz dem Viktor nicht so furchtbar zu!“

„Wer setzt ihm zu? Auf Wiedersehen!“

Ssonja küßte Jekaterina Petrowna, die ihren Platz behielt, und Joseph, der neben ihr stand.

„Mach doch Licht!“ flüsterte Katja, als der Mann sich über sie beugte und ihr Gesicht und Hals mit flüchtigen Küssen bedeckte.

„Warum? So ist es schöner!“ erwiderte Jossif ebenso leise und küßte sie weiter.

„Liebster, mach Licht. Heute nicht, jetzt nicht!“ sagte sie, schmiegte sich aber selbst an ihn.

„Aber Katja: gestern hieß es ‚heute nicht‘, heute heißt es: ‚heute nicht‘ und morgen wieder: ‚heute nicht‘! Wann denn?“

„Sei mir nicht böse, Joseph. Du weißt, wie ich dich liebe, aber ich bitte dich: heute nicht! Ich werde dir schon sagen, wann. Du liebst mich doch nicht so, wie ich's gerne haben möchte.“

„Ich liebe dich, wie ich kann. Du setzt mich in Erstaunen und machst mir Kummer.“

„Alles wird gut sein, alles wird herrlich sein, Liebster, Du vertraust mir doch?“

„Ja, ich vertraue dir.“

„Also ist alles gut.“

Joseph seufzte im Dunkeln auf. Katja schmiegte sich an ihn, den Knienden, küßte ihn langsam, stand auf, drehte das Licht an und brachte Kleid und Frisur in Ordnung.

„Und wie ist es mit deinen Befürchtungen, Katja?“

„Mit was für Befürchtungen?“

„Wegen des Kindes.“

„Ich war gestern beim Arzt. Er sagt, es wäre blinder Wurm und käme nur von den Nerven.“

„So? Schade!“

„Natürlich ist es schade, was soll ich aber machen? Es ist nicht meine Schuld.“

„Ich beschuldige dich auch gar nicht.“

Jekaterina Petrowna fuhr nach dem Essen in bescheidener dunkler Toilette, von Jossif begleitet, durch den Nebel und Sprühregen. Im langen Saal waren schon an die fünfzehn unbekannte und einige bekannte Personen versammelt. Jossif, der durch seine große massive Figur von den andern abstach, ging, nach rechts und links grüßend, auf den Hausherrn, einen kleinen, ausgemergelten Mann mit mächtigem Schädel und grauer Gesichtsfarbe, zu und sagte:

„Pjotr Pawlowitsch, das ist also meine Frau Jekaterina Petrowna, von der Ihnen die Tante schon erzählt hat.“

„Ich lechze schon so lange danach!“ stammelte Frau Bardow, die mumienhafte, magere Hand ergreifend.

„Ich freue mich, daß der Herr an Ihr Herz angeklopft hat,“ erwiderte der Hausherr mit fremdländischem Akzent, vor die Wand tretend, an der in gleichmäßigen Abständen auf dicke Pappe aufgezogene Bibeltexte in russischer und deutscher Sprache hingen. Sie sahen wie die Verbottafeln in einem Amtslokal aus,

und ein Neuling würde glauben, daß die Inschriften: „Nicht ausspucken!“, „Rauchen verboten!“, „Man bittet, den Rasen nicht zu betreten!“, „Trinkt kein ungekochtes Wasser!“ lauteten; es waren aber Bibeltexte. Jekaterina Petrowna sah sich um und steuerte erfreut auf Ssonja zu, die einsam und mit gelangweiltem Ausdruck am Pianino stand und weder mit Ljolja, noch mit Adventow und Bessakatnys, die in ihrer Nähe waren, sprach.

„Endlich habe ich dich gefunden!“ begann die Neuangekommene.

„Ich glaube, ich stehe sichtbar genug da.“

„Ja, ja. Wirst du begleiten?“

„Wahrscheinlich.“

„Ach, das wird ja herrlich sein!“

„Warum? Hier werden gewöhnlich sehr schlechte und unpassende Sachen gesungen.“

Ssonja kniff die blauen Augen etwas zusammen und blickte über die Köpfe der sich in der Türe Drängenden hinweg.

„Ich will neben dir sitzen, ja?“ sagte die Dame.

„Ich glaube, Ljolja wollte hier sitzen. Frage sie.“

„Sie wird mir den Platz abtreten.“

„Nein, nein! . . .“ rief Fräulein Dmitrewskij erregt.

„Wir finden hier alle Platz: Jelena Iwanowna neben Ssofja Karlowna, ich neben Jossif Grigorjewitsch, und Ssergej Pawlowitsch wird Ihnen die notwendigen Aufklärungen geben,“ schlug Adventow vor.

Ein schlanker Herr im langen Gehrock, mit glattrasiertem Gesicht, streckte die Hand nach Ssonja aus. Diese setzte sich vors Pianino und begann eine Melodie zu spielen, die an ein Mendelssohnsches Lied erinnerte. Zugleich stimmte sie mit Ljolja den Choral an; die andern fielen mit großem Gefühl ein:

O Herr, der du dich selbst verkündigt,
Du bist uns gnädig, bist uns gut:
Wenn du befehlst, sind wir entündigt,
Uns rettete dein heilig' Blut!

Der glattrasierte Herr holte ein Neues Testament aus der Tasche, schlug es auf, las englisch einige Texte vor, klappte das Buch wieder zu und hielt eine englische Rede, einzelne Worte laut betonend. Ein junges Mädchen mit Brille, das neben ihm saß, übersetzte seine Worte aus dem Stegreif ins Russische, ohne sich im geringsten um den Satzbau zu kümmern. Die Predigt handelte vom verlorenen Sohn und davon, daß jeder, der an die heilbringende Kraft der Passion Christi glaube, jeden Augenblick gerettet werden könne. Dann wurde wieder etwas gesungen. Jekaterina Petrowna litt unter der Hitze und langweilte sich ein wenig. Besfakatnyj, der neben ihr saß, flüsterte:

„Schauen Sie: Tante Nelly wird gleich einschlafen.“

Die dicke Dame nickte wirklich selig mit dem Kopf, reckte die forsettgepanzerte Brust und hielt den Mund halb geöffnet. Der Hausherr erhob sich von seinem Platz, was für die andern ein Signal war, dasselbe zu tun.

„Was kommt jetzt?“ wandte sich Katja an Besfakatnyj.

„Sie werden es gleich hören.“

Pjotr Pawlowitsch kniete neben dem Stuhl, auf dem er eben gefessen hatte, nieder, steckte die Nase in die gefalteten Hände und sagte laut: „Herr, erleuchte diejenigen, die die äußere Gewalt über uns haben, mit deiner Gnade, auf daß sie deine treuen Diener nicht mehr verfolgen.“

Die Brüder sagten: „Amen.“ Nun knieten alle der Reihe nach vor ihren Stühlen nieder und verkündeten ihre Anliegen. Eine junge Dame im Hut, mit naivem und lustigem Gesicht,

stammelte errötend: „Herr, verlängere die Dienstreise meines Mannes!“ Der Student lächelte. Ljolja strafte ihn mit einem strengen Blick und flüsterte Jekaterina Petrowna zu:

„Sie dürfen daran kein Argerniß nehmen: diese Frau ist auf dem rechten Wege. Ihr Mann ist ein äußerlicher, noch nicht erleuchteter Mensch. Sie ist schwach und in Herzensaffären verstrickt. Wenn der Mann von der Dienstreise zurückkommt, ehe sie alles in Ordnung gebracht hat, kann ein großes Unglück geschehen. Amen!“ schloß sie plötzlich mit ernstem Gesicht: das Amen galt dem Gebet Adwentows, das sie überhört hatte.

Nun kam die Reihe auf Ssonja. Sie kniete vor ihrem Schemel nieder, richtete den Blick auf die Blumen, die auf dem Pianino standen, und sagte laut: „Gott, gib Liebe und Frieden der ganzen Welt, gib Liebe und Frieden den Brüdern, allen, die ich liebe, und auch denen, die in der Finsternis wandeln; laß das Böse, das heute gesät worden, morgen umkommen und gib Ruhe meinen Brüdern Jossif und Viktor.“

Jekaterina Petrowna sah sich verlegen um; Ssonja erhob sich aber ruhig von den Knien, während Ljolja errötend und stotternd betete, daß sie bei dem, den sie liebe, Gegenliebe finden möchte.

„Was soll ich sagen?“ fragte Jekaterina Petrowna errötend ihren Nachbarn.

„Was Sie gerade wollen: daß Ihr Mann Ihnen einen neuen Hut kauft.“

„Sie machen immer Spaß!“

„Wie feige Sie doch sind! Also sagen Sie etwas Allgemeines, was Ihnen gerade einfällt.“

Jekaterina Petrowna kniete in ihrer Erregung mit dem Rücken zum Stuhl, ließ die Arme hängen und rezitierte den Psalm: „Gott, sei mir gnädig nach deiner Güte“ und so weiter bis zum Schluß. Der Engländer erkundigte sich leise bei seiner Gehilfin,

warum diese Dame ein so langes Anliegen habe; diese erklärte es ihm. Frau Bardow erhob sich schließlich, über und über rot und verschwitzt von den Knien und hörte gar nicht, wie Bessakatsnj sein Gebet herunterleierte, daß Michail Alexandrowitsch Adventow recht bald sein Geld bekommen möchte. Dann wurde wieder gesungen. Jekaterina Petrowna konnte noch immer nicht zu sich kommen. Nun begann ein anderer Prediger, diesmal in gebrochenem Russisch:

„Ihr könnt sagen: ‚Es ist kein Gott‘, er ist aber. Ihr sitzt im Zimmer und sagt: ‚Es ist kein Regen‘, der Regen aber ist. Niemand begreift die Minute. Da ist die Türe offen, ich schließe sie, und sie ist zu. Der Herr klopft an Eure Wohnung, und Ihr empfangt Gott. Jedes Herz ist eine fertige Wohnung: man muß sie fegen und den Staub bekämpfen. Traget also den Herrn in Eure Wohnung und wartet auf die Stunde.“

Er verbeugte sich, und man sang wieder. Dann brach man auf. Ein Teil der Gäste wurde gebeten, zum Tee zu bleiben. Tante Nelly sagte zu Jossif, der eben gehen wollte:

„Es geht doch wirklich nicht, mein Bester! Sie könnte ja so alle Psalmen herunterlesen. Die Psalmen sind zwar göttlich, aber das geht doch nicht, daß man sie bis zur Bewußtlosigkeit herunterleiert! Da sieht man das Popenblut! Bändige doch deine Frau!“

Jossif küßte ihr die Hand und verbeugte sich. Ssonja zupfte Adventow am Armel und sagte ihm:

„Man darf sie jetzt nicht aus den Augen lassen: Sie sehen ja, in welcher Verfassung sie ist!“

Tante Nelly sagte so laut, daß man es im ganzen Vorzimmer hörte:

„Unsere heilige Sophie sorgt wirklich für alle Kreatur!“ Mit diesen Worten ging sie, einem einladenden Winken folgend, rasch ins Eßzimmer.

„Was ist das? Ach so, der Mietskontrakt,“ sagte Jekaterina Petrowna zum Dienstmädchen, das eben ins Zimmer getreten war. Sie sah das Papier an und wandte sich an ihren Mann, der etwas abseits saß: „Ich ließ den Mietskontrakt auf meinen Namen schreiben, Das ist ja ganz gleich, und du hast dann weniger Sorgen. Außerdem bin ich in solchen Dingen vielleicht tüchtiger und erfahrener als du: man muß hier sehr auf der Hut sein.“

„Gewiß, gewiß,“ bestätigte jener.

Das Dienstmädchen sagte noch:

„In der Küche wartet auf den gnädigen Herrn irgendein Mann mit einem Brief.“

„Wer? Ein Dienstmann?“

„Ich weiß es nicht. Er hat einen Brief und muß ihn persönlich abgeben.“

„Geh, schau mal nach, Joseph. Es wird wohl wieder irgendein Wohltätigkeitsbettel sein: ein Taubstummer oder etwas Ähnliches.“

„Nein, er hört alles und spricht gut,“ bemerkte das Mädchen lachend.

In der Küche saß ein schlanker blonder Bursche in Schaftstiefeln und Schirmmütze. Als Jossif eintrat, brach er einen Satz ab, über den die mit den Pfannen klappernde Köchin laut lachte, stand auf und zog die Mütze.

„Sie haben einen Brief für mich?“ sagte Bardow, näher kommend.

Der Bursche fragte, ohne den Brief hervorzuholen:

„Sind Sie der Papa von Viktor Michailowitsch?“

„Was für ein Papa? Ich habe keine Kinder.“

„Ich weiß nicht, aber Viktor Michailowitsch hat mir gesagt, daß ich den Brief seinem Papa abgeben soll.“

„Was für ein Viktor Michailowitsch?“ fragte Jossif erstaunt.

„Ihn hat ja der junge Herr hergeschickt, Jossif Grigorjewitsch,“ bemerkte die Köchin.

„Ach so, der Viktor! Ja, ich bin sein Stiefvater.“

„Ob Vater oder Stiefvater, ist uns ganz gleich,“ sagte der Bote, lustig um sich blickend und ein zusammengeknülltes Papier hervorholend. Er reichte es Jossif und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Heute abend bittet er Sie in die ‚Donau‘ zu kommen: er muß Sie sprechen.“

„Ja,“ antwortete der Hausherr, er wußte selbst nicht warum, gleichfalls die Stimme dämpfend: „Wo ist die ‚Donau‘?“

„In der Jamskaja.“

„Ich werde kommen.“

„Kommen Sie, bitte. Und nicht zu spät: so gegen neun. Leben Sie wohl. — Wassilij Rudrjawzew!“ schloß er laut.

„Jossif Pardow!“ sagte der Hausherr und reichte ihm die Hand.

„Sehr angenehm!“ entgegnete Wassilij, seinen Lockenkopf schüttelnd.

Viktor, der schon seit vier Tagen verschwunden war, teilte mit, daß er bei einem gewissen Broskin in der Nikolajewskaja-Straße wohne. Er bat Jossif, ihm seine notwendigsten Sachen, die er zu Hause zurückgelassen, hinüberzuschicken und wiederholte die von Rudrjawzew mündlich ausgerichtete Einladung für den heutigen Abend. Jossif hielt es nicht für angängig, den Inhalt des Briefes vor seiner Frau zu verheimlichen. Diese sprach mit Ssonja, die eben gekommen war. Er verschwieg nur seine Absicht, am Abend in die „Donau“ zu gehen.

„Will Viktor gar nicht heimkehren?“ fragte Ssonja.

„Darüber schreibt er nichts.“

Katja ging schweigend auf und ab. Endlich blieb sie stehen und sagte:

„Du kannst dir denken, was du willst, Joseph, aber ich bin sehr froh, daß Viktor nicht mehr bei uns wohnt. Er fühlt sich freier, und wir haben unsere Ruhe. Seine Lebensweise würde uns doch nur stören, nicht wahr? Das sage ich für dich. Aber ich mache mir Sorgen, wie er sein Leben gestalten wird: daß er nur nicht gänzlich versumpft. Du mußt ihn unbedingt ab und zu besuchen, Joseph, und beobachten. Er liebt dich, und dann brauchst du dich nicht zu genieren, mit ihm an solchen Orten zusammenzukommen, wohin ich als Dame nicht gut gehen kann. Du kannst ihn vor dem Ubel bewahren, an dir bleibt aber, wie ich überzeugt bin, nichts Schlechtes haften.“

„Gut.“

„Du mußt es für mich tun. Ich bin doch immerhin seine Mutter.“

„Ich will es auch für mich selbst tun.“

„Und für Viktor. Ich danke dir!“ Sie küßte ihn, wobei sie die Augen niederschlug und seltsam errötete.

Ssonja, die mit dem Abpflücken der dünnen Blätter von den Blumenstöcken beschäftigt war, sagte, ohne sich umzuwenden:

„Sag ihm auch, daß ich ihn bitte, mich möglichst oft zu besuchen. Ich weiß nicht, ob es gehen wird, daß ich ohne besonderen Anlaß zu ihm komme. Wenn es aber unbedingt notwendig ist, gehe ich natürlich überall hin.“

„Das hätte ich von ihr nicht erwartet,“ sagte Jossif, als Katja hinausgegangen war.

„Was denn?“

„Daß sie mich selbst zu ihm schickt.“

„Mir ist diese ganze Geschichte überhaupt sehr unangenehm!“ sagte Ssonja, das Gesicht verziehend. „Auch Ljolja macht mir große Sorgen . . .“

„Was ist denn mit ihr los?“

„Sie ist krank und hat sich eingebildet, daß sie in Ssergej Pawlowitsch verliebt sei . . .“

„Vielleicht ist sie tatsächlich in ihn verliebt?“

„Das glaube ich nicht. Aber im Grunde genommen ist es ganz gleich.“

„Und er?“

„Es ist sehr schwer, fremde Gefühle zu beurteilen. Wenn er sie aber — und wenn auch nur eine ganz kurze Zeit — lieben könnte, — so wäre es für einen anderen ein großes Unglück.“

„Für wen?“

Ssonja seufzte auf und machte sich, ohne ihm zu antworten, wieder an den Blumenstöcken zu schaffen.

„Eine schwere Zeit ist angebrochen, Ssonja. Ich hatte mir das neue Leben in Petersburg ganz anders vorgestellt!“

„Werde nur nicht trübselig, Joseph. In jeder Lage muß man das tun, was notwendig ist. Ich werde dich nicht verlassen. Es ist wohl notwendig, daß wir das alles durchmachen.“

„Willst du schon fort?“ fragte Jossif, als Ssonja den Hut aufsetzte.

„Ich will zu Ljolja. Wirst du heute Viktor sehen?“

„Vielleicht.“

„Vergiß nicht, ihm zu übergeben, was ich dir gesagt habe.“

„Du bist so blaß, Ssonja! Fehlt dir was?“

„Mir fehlt nichts. Es kommt dir nur so vor.“

Das Unwohlsein der Frau, die mit Migräne im Schlafzimmer lag, gab Jossif die Möglichkeit, sich ohne Schwierigkeiten in die entfernte „Donau“ zu begeben. Als er die ausgetretenen,

vereisten Stufen in die im ersten Stock gelegene Abteilung für bessere Gäste hinaufgegangen war, umging ihn sofort der Geruch von angebranntem Fett und billigen Zigaretten, das Röcheln eines Grammophons und ein Durcheinander vieler Stimmen. Erst nach einigen Minuten entdeckte er Viktor, der mit drei jungen Leuten, die wie Kommis aussahen und unter denen er ohne Mühe Rudrijawzew erkannte, am Fenster saß. Die beiden andern waren städtisch gekleidet. Der eine von ihnen, mit einem ungewöhnlich blassen, runzligen und welken Gesicht war der schon erwähnte Schnittwarenkommis Esenjka. Der andere, ein großer, dicker Bursche mit rundem Gesicht und großen grauen, frechen Augen, war Alexander Broskin, bei dem Viktor jetzt wohnte. Sie begrüßten den neuen Gast, auf dessen Erscheinen sie offenbar vorbereitet waren, sehr freudig und ungezwungen. Der Schnittwarenkommis schloß gerade seine Erzählung. „Also sage ich ihm: was wollt ihr denn noch für Gefindel haben, wenn die ganze Iwanowskaja-Straße sowieso in unseren Händen ist?“ Die durch den Saal schlendernden Mädchen in Kopftüchern und Hüten küßten im Vorbeigehen den flachsblonden Kopf des Erzählenden, sagten ihm: „Esenja, Esenitschka, du Sahnenkopf!“ und blickten Jossif lächelnd an.

„Setz dich zu uns, Linde!“ sagte Broskin zu einem hageren Jungen mit jüdischem Gesicht und roten Flecken an den Backenknochen.

„Sie gestatten?“ wandte sich dieser an Jossif.

„Bitte sehr!“

„Du schleppst alle Herren an deinen Tisch, Schurka¹! Suchst du dir etwa Kundschaft in den Gasthäusern?“ schrie ein großgewachsenes Frauenzimmer im Kopftuch, mit breiten, stark ge-

¹ Schura, Schurka, Sascha, Esanja — lauter Koseformen von Alexander. Anm. d. U.

schminktem Gesicht, großem roten Mund und grauen, schmach= tenden, gleichsam trunkenen Augen. Linde, der sich als Buch= drucker vorstellte, unterhielt sich leise mit Jossif, ohne auf die Schreie der andern zu achten. Broskin hatte aber, ohne es zu zeigen, aufmerksam das Geschimpfe verfolgt. Plötzlich stand er auf, ging mit einem Zeitungshalter in der Hand auf den Nebentisch zu, schlug einen der Männer, die da saßen, auf den Rücken und sagte: „Es ist Zeit, nach Hause zu gehen, bester Herr! Das Luder wartet schon längst im Bett!“ Alle sprangen auf, und im allgemeinen Geschrei war nichts mehr zu unter= scheiden. Der ganze Saal beteiligte sich, zumindest mit Geschrei, an dem Skandal. Das Frauenzimmer hielt sich die Wange, die noch röter geworden war, und der dicke unrasierte Kellner schrie: „Ich bitte die Herrschaften keinen Skandal zu machen! Alexander Alexejewitsch, Traida Dmitrijewna, es ist wirklich nicht schön!“

„Das wird dir nicht geschenkt werden, Schurka!“

„Ist schon gut. Wir sprechen ein anderes Mal darüber. Komm morgen früh: hast schon lange keine Prügel gekriegt!“

„Warum behandeln Sie sie so?“ fragte Jossif, während ein Teil der Männer eine Schlägerei begann. Der Schnittwaren= kommiss, der jemand verprügelt hatte, stellte sich besinnungslos betrunken und wurde mit den Füßen nach vorn hinausgetragen, während er vergebens versuchte, sich den eingedrückten steifen Hut in die Stirne zu drücken.

Jossif wußte nicht, wie spät es war, als sie auf die Straße traten. Da er schon lange nicht getrunken hatte, war er nicht ganz nüchtern und erinnerte sich so nebelhaft wie an einen Traum, daß sie noch irgendwo gewesen waren, daß er geweint und Viktor ihn getröstet hatte. Er ging mit Viktor Arm in Arm durch die nasse, dunkle und leere Straße. Wassilij und Broskin folgten, laut singend, hinterher.

„Komm unbedingt morgen!“ redete ihm Viktor etwas unsicher zu. „Hat sie nicht geschimpft? Hat sie dich gehen lassen? Hast du sie um Erlaubniß gefragt?“

„Sie hat mich selbst geschickt.“

„Es sieht so aus, als ob sie Hintergedanken dabei hätte. Ich weiß aber ein Mittel, um ihr beizukommen. Ich habe dir vieles zu sagen, Joseph, du weißt gar nicht, wie ich dich liebe. Glaub' nur nicht, daß ich ein verlorener Mensch bin. Und was ist schließlich ein verlorener Mensch? Ich werde sie aber bändigen!“

Die beiden hinter ihnen sangen nicht mehr, sondern sprachen davon, daß dem Wassilij im vorigen Jahre zu Ostern vom Glockenturm der Wladimirkirche die Mütze vom Kopfe geflogen war, Wassilij behauptete übrigens, daß dies nicht ihm, sondern Broßkin passiert wäre.

„Ssonja läßt dich bitten, daß du mal zu ihr kommst.“

„Gut, ich werde kommen.“

„So schwer ist es, Viktor . . . Wenn du nur wüßtest!“

„Macht nichts, Jossif, macht nichts: wir werden nicht verlassen sein.“

„Gebe Gott.“

„Fräulein, gestatten Sie, daß ich Sie begleite! Lassen Sie doch Ihren Herrn Papa laufen! Warum diese ungewöhnliche Strenge?“ Wassilij machte sich an irgendein weibliches Wesen heran, das in Begleitung eines schlanken Greises aus einem Torwege trat. Sie war in Pelz und Kopftuch und schien dem Kaufmannsstande anzugehören. Als sie auf die Straße getreten waren, bekreuzigten sie sich dreimal und beschleunigten die Schritte, um der lustigen Gesellschaft zu entinnen. Die jungen Leute blieben aber nicht zurück. Der Alte wandte sich schließlich um und sagte leise: „Soll ich vielleicht einen Schutzmann

rufen?" Die Frau hörte nicht auf die Scherze der jungen Leute, zupfte ihren Begleiter am Armel und sagte: „Beruhigen Sie sich, Onkelchen, wir sind ja schon da." Sie standen schon in einem andern Torwege, der gar nicht weit von ihrem Hause entfernt war; im Hofe sah man eine Reihe hölzerner Häuschen, in deren Fenstern Lämpchen brannten. Jossif blieb stehen und sah ein von einem schwarzen Kopftuch eingefasstes blaßes Gesicht mit seltsamen Augen, die nichts zu sehen schienen. Die Frau fuhr zusammen, blickte ihm ins Gesicht, flüsterte: „Bist du es, Pawel?" und verschwand mit dem Alten im Torwege.

„Da gehen sie, die Langschößigen, ihre Psalmen singen!" sagte Wassilij.

„Viktor, mir scheint, es war Marina."

„Was für eine Marina?"

„Parfens Tochter."

„Es ist möglich: sie wohnt hier irgendwo in der Gegend," entgegnete gleichgültig Viktor und brachte die Rede gleich auf etwas anderes.

Jossif schwieg und hörte zerstreut seinem Stieffohn zu. Es regnete nicht mehr. Der Wind hatte die Wolken zerstreut. Im Lichte des Frührots glänzten matt die flachen Kuppeln der Wladimirkirche und des Glockenturmes, von dem am letzten Osterfest Wassilij's Mütze heruntergefliegen war.

IV

Die Füllvorhänge verdeckten die Mauer gegenüber und den schmutzigen Hof unten. Das Zimmer war so klein, daß das Bett

und die alte Kommode darin kaum Platz hatten. Beim Lichte des Lämpchens vor dem Heiligenbilde krochen die Küchenschaben langsam über den heißen Ofen. Viktor hockte auf dem Schemel, den er sich aus der Küche geholt hatte, und sagte zu Jossif, der auf einem wackligen Stuhle am Fenster saß:

„Du hast den Tag für deinen Besuch nicht ganz glücklich gewählt: die Broßkins haben Gesellschaft. Sollen wir vielleicht in die ‚Donau‘ gehen?“

„Es ist ganz gleich. Bleiben wir hier.“

„Sie werden uns bitten, hinüberzukommen, und wir können ihnen nicht gut absagen.“

„Nun, wir können ja auch zu ihnen hinübergehen. Warum bist du von uns fortgezogen, Viktor?“

„Was soll ich darüber reden, wenn du es selbst nicht verstehst? Du wirst natürlich nicht annehmen, daß es mir hier gefällt. Es muß aber vorläufig so sein. Wir sind wie Wanderer: ist es nicht ganz gleich, wo man Station macht und seinen Tee trinkt? Diese Leute sind jedenfalls viel besser als die Ungeheuer der Tante Nelly.“

„Sag' mal, Viktor: kommst du noch mit Sonwisin zusammen?“

„Er ist verreist, kommt aber bald zurück. Vor seiner Abreise sah ich ihn recht oft.“

„Ein merkwürdiger Mensch!“

„Sprich lieber nicht von ihm, Joseph: man muß ihn sehr gut kennen, um ihn zu verstehen. Sag' mir lieber, wie geht's zu Hause? Zankst du dich nicht mit Jekaterina Petrowna? Bist du glücklich, zufrieden?“

„Ja. Mir scheint aber, daß sie mich jetzt etwas weniger liebt.“

„Bist du überzeugt, daß sie dich früher geliebt hat?“

„Warum hat sie mich denn sonst geheiratet?“

„Das ist eine ganz andere Frage. Da war nur deine Liebe ausschlaggebend. Aber ich will dir folgendes sagen: wenn du einmal irgendwelche praktische Schwierigkeiten hast, so sag' es nur mir. Außer dem seelischen Beistand, den du bei mir, Ssonja und Andrej Iwanowitsch finden kannst, habe ich noch ein Mittel, deiner Frau beizukommen.“

„Du, Viktor?“

„Ja, ich.“

„Ich glaube nicht, daß es je notwendig sein wird, außerordentliche Maßregeln zu ergreifen.“

„Gebe Gott! Merk dir aber, was ich gesagt habe.“

An die Türe wurde erst leise, dann immer lauter und hartnäckiger geklopft. Jemand rief einigemal nacheinander:

„Ljuba, Ljuba, mach auf! Wen hast du bei dir?“

Viktor ging zur Türe und sagte:

„Die nächste Türe.“

„Merci,“ antwortete eine heifere Stimme. Gleich darauf hörte man das gleiche Klopfen und die gleiche heifere Stimme etwas weiter: „Ljuba, Ljuba!“

„Wer ist das?“ fragte Bardow.

„Ein Gast zur Zimmernachbarin,“ antwortete der Stieffohn ruhig und zündete sich eine Zigarette an.

Im Nebenzimmer erklang eine hohe Frauenstimme; der heifere Gast fiel hier und da mit seinem Baß ein. Broskin klopfte an und kam herein, um Bardow und Viktor zu sich einzuladen. Er roch nach Bier, aber im Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, sah man nicht, wie welk und verbummelt sein rundes Gesicht war, und der Sechszwanzigjährige schien jünger, als er in Wirklichkeit war. Er setzte sich auf Viktors Bett und fuhr fort, die jungen Leute zu bitten, ihm die Ehre zu erweisen.

Jossif kannte aus den Erzählungen seines Stiefsohns die Lebensgeschichte Broßkins. In Moskau geboren, trat er als lustiger und flinker Junge zu einem gewissen Kaufmann Scholtikow, der einen Handel mit alten Heiligenbildern und andern Antiquitäten betrieb, in die Lehre. Der alte Scholtikow, der in zweiter Ehe mit einer blutjungen Frau lebte, nahm den hübschen Sascha auf alle seine Einkaufsreisen mit, und dieser wurde bald zu seiner rechten Hand, neben dem schieläugigen ersten Gehilfen Sykow. Scholtikow sah ihm sogar seine Bummeleien nach, für die er sich auf unbekannte Weise Geld verschaffte. Und als der alte Scholtikow gestorben war und die junge Witwe Sykow geheiratet hatte, blieb Broßkin immer noch in Stellung, bis der Prozeß, den die Verwandten des Verstorbenen angestrengt hatten, ihn zwang, den dunklen Antiquitätenladen zu verlassen. Der jungen Frau Sykow konnte der Giftmord nicht nachgewiesen werden. Sie wurde freigesprochen und führte das Geschäft mit ihrem Sykow ruhig weiter. Aber Sascha, der der Hauptzeuge gegen sie gewesen war, verlor seine Stellung. Er heiratete gleich darauf eine gewisse Marja Iljinißna, die Zimmer an leichtsinnige Mädchen vermietete, deren Oberaufseherin sie zugleich war, zog in ihr friedliches Heim und fing an, auf eigene Rechnung mit alten Heiligenbildern zu handeln, die er durch Vermittlung von Bekannten unter der Hand vertrieb. Die Bilder erwarb er theils auf Reisen und besaß auch noch welche aus Scholtikows Vorräten, die, man weiß nicht wie, bei ihm geblieben waren. Man erzählte sich manches über seinen Lebenswandel zu jener Zeit, wo sein Gesicht vom Trinken und Umgang mit Weibern noch nicht angeschwollen war und wo der kinderlose und sonst lieblose Scholtikow an ihm mit großer Liebe hing; man hatte aber keine Lust, davon zu sprechen: was die Menschen vor lauter Bosheit nicht alles schwätzen!

Das alles ging jetzt Jossif durch den Kopf, während er die wolkenlose Stirne des ihm gegenüber sitzenden Brodskins betrachtete; er selbst saß auf dem Ehrenplatz neben Viktor, irgendeinem alten Mann, der auf einem Ohr taub war, und Brodskins Mutter, die in einer Generalsfamilie als Kinderfrau diente. Die übrigen Gäste, bis auf zwei Jungen, die aus Kronstadt gekommen waren, kannte Jossif schon von früher her; es waren: Rudrjawzew, Linde und der Schnittwarenkommis. Zwischen ihnen thronte mit ihrem breiten, stark geschminkten Gesicht Traïda. Die Gäste waren schon etwas angeheitert und sprachen laut und offenherzig, während die wohlanständigen Berichte der Generalskinderfrau über Saschas Kindheit, den Papagei und die Kinder des Generals wie aus tiefem Wasser klangen. Schon klimperten die Balalajkas, und die spitznasigen Jungen flogen tanzend durchs Zimmer, so daß die Flammen der drei niedrig hängenden Lämpchen bebten, als vom Ofen her plötzlich Traïdas Stimme erklang:

„Wo bleiben deine Damen, Schurka? Sind sie alle beschäftigt?“

Marja Iljinischna fuchtelte erregt mit den Händen und zeigte mit den Augen auf Jossif. Brodskin sagte ihr aber:

„Hör auf, Iljinischna, die Gäste nehmen's nicht übel!“ Er beugte sich über den Tisch zu Pardow vor und fragte: „Gestatten Sie, daß ich einen Zigeunerinnenchor kommen lasse? Die Mädels werden sich anständig aufführen!“

„Ja, bitte.“

„Ich muß gehen!“ sagte die Kinderfrau, die Nase rümpfend.

„Mama, hören Sie auf: die Gäste nehmen es nicht übel. Wir sind ja unter uns.“

„Ich sage ja nichts. Amüsiert euch nur. Ich habe es aber weit nach Hause: ich muß auf die Inseln.“

Ihr folgte stumm der taube Greis. Die drei Mädchen wurden mit lautem Jubel empfangen. Zwei von ihnen waren dick und trugen Morgenkleider, die die Arme offen ließen; die dritte in dunklem Rock und weißer Bluse stellte ein wohlerzogenes junges Mädchen dar.

„Tanja, Ljuba und Wjerotschka: bitte sie zu lieben und zu schätzen!“ stellte Broskin die Mädchen vor, die sich sitzsam an den Tisch setzten. Die Stimmung wurde immer ausgelassener, und man hatte nicht mehr genug Platz zum Tanzen, da sich am Tisch vor dem Fenster eine Kartengesellschaft gebildet hatte. Die Tanzenden warfen die leeren Flaschen, die auf dem Boden standen, um, die Kanarienvögel erwachten und schmetterten, die Hälse reckend, drauf los.

Sascha setzte sich auf einen niederen Koffer neben Jossif, umarmte ihn und begann ihm von seinen Einkaufsreisen zu erzählen. Der etwas angeheiterte Jossif sah wie im Nebel fest verschlossene zweistöckige Bauernhäuser, hohe, bewaldete Hügel, Seen und Flüsse, die im Winter niemals einfrieren, und die weit voneinanderliegenden nordischen Städte Tolwuj nud Schunjsa.

„Manchmal stößt man ganz zufällig auf die größten Seltenheiten. Einmal fand ich auf einem Glockenturme ein ganz wunderbares ‚Jüngstes Gericht‘, das als Fensterladen diente. Verstehen denn die großrussischen Popen etwas von alten Bildern? Sie halten die Sachen für altes Gerümpel, es gibt aber darunter solche, vor denen man weinen möchte! Zum Restaurieren schicken wir die Bilder nach Moskau: die Altgläubigen auf dem Preobraschenskij=Friedhofe befassen sich damit . . .“

„Kann es denn hier in Petersburg niemand machen?“

„Wer? Höchstens der Tjulin. Matwej hat schon schwache Augen; er machte aber die Arbeit auch in seinen jungen Jahren nicht sehr genau . . .“

Die dicke Tanja hörte zu trinken auf, ging dicht auf Bardow zu und sagte:

„Lieber Schatz, wollen Sie mich nicht küssen?“

„Geh fort, Luder! Weißt du, wen du vor dir hast?“ schrie Sascha sie an. Er umarmte Jossif und fügte hinzu: „Ich will Sie lieber küssen!“

„Sehr gerne,“ stammelte Jossif, während Broskin sich mit seinem ganzen schweren Körper an ihn schmiegte und ihn auf den Mund küßte. Traïda lachte gellend auf und rief vom Kartentisch herüber:

„Schurka, laß ihn in Ruh! Du hast es nicht mit Scholtikow zu tun: bei dem kannst du was erleben!“

„Traïda Dmitrijewna, spielen Sie doch!“ bestürmten sie die Partner. Broskin ging aber scheinbar ruhig auf das Mädchen zu und sagte, jedes Wort laut betonend:

„Wenn Sie nicht sofort weggehen, Traïda Dmitrijewna, so werden Sie es bereuen!“

Sie kniff ihre schmachttenden Augen zusammen und sagte:

„Das sitzt? Bist ein Schuft, Schurka, daß du es weißt! Auf Wiedersehen, meine Herrschaften!“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Alles wurde auf einmal still. Das Kartenspiel war abgebrochen, das letzte Bier ausgetrunken; die Mädchen hatten sich zurückgezogen, die Gäste waren gegangen. Auch Viktor war auf einmal verschwunden. Jossif saß unbeweglich auf dem Koffer und sagte:

„Sascha, du weißt gar nicht, wie unglücklich ich bin: ich liebe meine Frau vom ganzen Herzen, sie aber, sie aber . . .“ Er kam nicht weiter.

„Sie will nicht mit dir zusammen leben, nicht wahr?“ flüsterte jener liebevoll. Bardow nickte bejahend und fuhr fort:

„Ich habe jeden Halt verloren. Als ich noch bei Tantschen lebte, wußte ich alles. Jetzt fühle ich mich aber wie im Meere. Ssonja, Viktor, Andrej Iwanowitsch, alle haben mich verlassen, ich bin ganz allein, meine Frau liebt mich nicht... Ich kann nicht mehr...“

Sascha flüsterte, ohne mit der Wimper zu zucken:

„Weißt du, was ich dir sagen werde? Spucke auf sie! Das sage ich dir...“

„Nimm mich mit nach Nischnij, Powjenez, in irgendein Kloster, wenigstens für acht Tage, mein Lieber...“

„Das kann man wohl machen. Aber vor allen Dingen: spucke auf alles! Ich werde dich mitnehmen, ich will deine Seele aus dem Kerker befreien!“

Sascha roch nach Bier, hatte Aufstoßen und schlief betnahe ein. Marja Iljinischna trat ins Zimmer und begann sofort hysterisch zu reden:

„Verzeihen Sie uns, verzeihen Sie uns! Sie sind uns wie der liebe Gott, ich küsse Ihre Hände (und sie küßte ihm tatsächlich die Hände), weil Sie zu uns gekommen sind, obwohl Sie wußten, was Schura ist und was ich bin. Ich weiß, Sie sind ein sittsamer, verheirateter Mann, ein Adliger, und Sie sind in Ihrer Herzengüte doch zu uns gekommen. Schurka hat mit alledem nichts zu tun. Ich betreibe dieses Geschäft, damit mein Ssanja sorglos leben kann. Das wird aber nicht immer so bleiben. Wenn wir auf die Beine kommen, geben wir diese Wohnung auf, ziehen in die Provinz und fangen ein ehrbares Leben an. Wir gehen nicht verloren. Verzeihen Sie uns!“

Sascha war ganz plötzlich eingeschlafen. Sein Kopf ruhte auf Jossifs Schoß, und er knirschte im Schlafe seltsam mit den Zähnen. Die Frau tat sehr aufgeregt:

„Ssanja, was hast du? Leg dich doch aufs Bett!“

Broskin antwortete, ohne die Augen zu öffnen:

„Ich schlafe nicht, ich habe Besuch: es ist mein Freund Jossif Grigorjewitsch.“

„Er wird sich auch hinlegen. Leg dich hin! Legen Sie sich, bitte,“ wandte sie sich an Jossif, „und wenn auch nur für einen Augenblick: er wird gleich einschlafen.“

Sie schob schnell zwei von den vier großen Kopfkissen zur Wand, Jossif legte sich aufs Bett und sah wie durch eine Rauchwolke, wie Saschas ermatteter, weißer, betrunkenener Körper sich neben ihm aufs Bett wälzte. Er hielt Jossifs Hand fest in der feintigen und knirschte ab und zu mit den Zähnen. In der Küche suchte jemand seinen Geldbeutel und machte dabei großen Lärm. Iljinischna eilte hinaus, und Jossif hörte das Zuschlagen von Türen, Schritte und Schreie fern auf dem Hofe. „Er hat sie erstochen! Sie atmet nicht mehr!“ schrie das Dienstmädchen im Korridor. „Hausmeister! Hausmeister!“ Wieder begann ein Zuschlagen von Türen, Schreien und Rennen. Sascha schlief, die Lämpchen vor den Heiligenbildern flackerten; im Fenster gegenüber wurde eine Lampe mit grünem Schirm angezündet, und zwei Männer setzten sich an einen Schreibtisch. Dort war es so still, ruhig und keusch. Die Hausfrau kam zurück, schob ein paar Stühle vor das Bett, nahm eines von den Kissen und legte sich zu ihrem Mann.

„Wen hat man bei Ihnen erstochen?“ fragte Jossif leise.

„Niemand hat man erstochen, es ist der Nataschka nur so vorgekommen. Glück hat diese Tanja: einmal hat man sie im Bade beinahe ersäuft, ein anderesmal stieß sie ein Seefähnrich mit seinem Dolch in den Bauch, und heute hätte sie ein Deutscher um ein Haar erstochen. Ist sonst ein gutes Mädel, aber auf die Männer gar zu versessen. Auch mein Sascha gefiel ihr zu gut, da bekam sie es aber mit mir zu tun: hat heute noch kahle

Stellen auf dem Kopfe. Jetzt wagt sie kaum sich neben ihn zu setzen . . ."

Und Marja Iljinischna sprach wieder unzusammenhängend, aber herzlich von ihrer Liebe zum Manne. Dann schlief sie ein. Die Lämpchen vor den Heiligenlampen flackerten, die Lampe gegenüber leuchtete grün. Wie ferne sind jetzt Ssonja, Ljolja, Adwentow, die liebe Katja! Wie zärtlich war sie im Sommer, wie warm waren ihre Arme, ihre Brust! Jossif setzte sich auf. Saschas Hand, die ihn festhielt, war warm und feucht. Bardow berührte leise die Brust und die Arme des Schlafenden: sie waren warm, beinahe heiß unter dem Kattunhemd. Broskins Gesicht war eingefallen, seine Stirne mit Schweiß bedeckt, der Mund stand offen; und er roch nach Bier. Marja Iljinischna schnarchte leise. Wie widerlich sind doch schlafende Menschen! Sascha erwachte, sah in Jossifs offene Augen, flüsterte: „Das wachende Auge unseres Heilands und Herrn!“ und schlief wieder ein. Als Bardow seine Hand befreien wollte, kratzte er ihn und versuchte zu beißen.

Plötzlich schrie jemand mit dumpfer Stimme: „Andrej! Andrej!“ Dann wurde es wieder still. Jossif löste mit der freien Hand Broskins Finger, sprang über die beiden Schlafenden hinüber und ging in die Küche. Aus dem Korridor kam Ljuba und wandte sich direkt an ihn:

„Wo ist Andrej Iwanowitsch? Ich brauche ihn wie das Leben!“

„Auch ich brauche ihn wie das Leben: er allein kann uns retten!“

„Seine Frau wird gefahren kommen. Heilige Himmelskönigin, richte es so ein, daß sie nicht kommt!“

Jossif rief, ohne auf sie zu hören:

„Er wird uns retten, Andrej Jonwisin wird uns retten!“

„Ja, ja, Warysin! Andruscha, Liebster!“ Dann fügte sie ruhig hinzu: „Ist in der Stube gar kein Bier mehr geblieben?“

„Ich weiß es nicht.“

„Was sollen wir nun anfangen?“ sagte Ljuba tief betrübt und ließ sich, trunkenen Tränen vergießend, auf den Küchenschemel nieder.

V

Die Herbstsonne strahlte vom frühen Morgen an und ließ die rotgepolsterten Möbel noch röter erscheinen. Jekaterina Petrowna achtete aber nicht auf die Sonne: so sehr regte sie die Unterredung mit Tante Nelly und Bjotr Pawlowitsch auf. Auch die Gäste waren erregt, aber doch nicht so stark und im andern Sinne als die Hausfrau: die Worte Jekaterina Petrownas, die auf die Gäste solchen Eindruck machten, ließen sie selbst kalt, während ein anderer, unausgesprochener Gedanke in ihrem Hirne bohrte. Das Sonnenlicht fiel an den Köpfen vorbei auf die roten Möbelbezüge, brach sich im geschliffenen Rahmen eines fernen Spiegels und lockte ins Freie. Jekaterina sprach so, als ob ihr die Lippen brannten, und brachte ganz andere Worte hervor, als sie wollte. Tante Nelly reckte ihren üppigen enggeschnürten Busen, und Bjotr Pawlowitsch, der noch ausgemergelter aussah als sonst, hatte einen zärtlichen und gerührten Ausdruck. Frau Pardow senkte ihr mit roten Flecken bedecktes Gesicht und sagte fortfahrend:

„Ich weiß es nicht, ich fürchte, mich zu irren, urteilen Sie aber selbst: mein Mann hat außer der ersten keine einzige Versammlung besucht. Ich sehe, wie gefühllos er geworden ist, —

Sie verzeihen, Sie sind seine Tante, aber er ist ja auch mir kein Fremder."

"Sie glauben, daß er erkaltet oder erloschen ist?"

"Wenn das alles wäre! Aber ich frage mich, ob er überhaupt je gebrannt hat? Sie glauben gar nicht, wie sehr mich das betrübt, ich bin ja so ergeben! Es ist nicht Sitte, von sich selbst so zu sprechen, aber mein Herz reißt entzwei! . . ." Und sie drückte die Hand an die linke Seite der enganliegenden schwarzen Taille.

"Sie Armste!" flüsterte Bjotr Pawlowitsch voller Mitgefühl.

"Um so mehr als ich selbst zum Teil schuld bin . . ."

"Sie, ma chère? Sagen Sie das nicht: Sie verleumdten sich!"

"Nein, nein! Sie wissen, ich habe einen Sohn, Viktor."

"Ja, ja, ein seltsamer Junge."

"Ein verlorener Mensch. Ich habe mich von ihm trennen müssen, damit er meinen Mann nicht beeinflusst. Nun fürchte ich, daß ich damit die Sache verdorben habe: Joseph verbringt jetzt ganze Tage bei ihm, und ich weiß nicht, was sie dort treiben. Ich kann ihn ja nicht kontrollieren, Sie verstehen es wohl?"

"Sie haben sehr unüberlegt gehandelt."

"Das sehe ich selbst ein, daß es unüberlegt war."

Bjotr Pawlowitsch sagte gerührt:

"Vielleicht ist es aber möglich, nicht nur Ihren Gatten wiederzugewinnen, sondern auch den verlorenen Sohn zu bekehren?"

Frau Pardow schüttelte zweifelnd den Kopf.

"Ich glaube kaum! Aber ich will noch einen letzten Versuch machen. Sie wissen, ich bin für die Brüder zu jedem Opfer bereit. Wenn ich Geld hätte, würde ich alles der Vereinigung geben."

Nelly blickte Katja, als diese verstummt war, fragend an und sagte etwas trocken:

„Das macht Ihrem Eifer große Ehre.“

„Wie schön wäre es, wenn Ihr Wunsch in Erfüllung gehen könnte: viele Mitglieder leiden so große Not!“ versetzte Pjotr Pawlowitsch mit besonders frommer Miene.

Die Hausfrau streifte ihn mit einem schnellen Blick und sagte:

„Was soll man noch darüber sprechen? Sie wissen ja, daß ich persönlich keinen Heller besitze. Mir macht aber auch noch etwas anderes Angst. Es ist Joseph's Krankheit, von der Sie wohl wissen: sie wird immer schlimmer, und ich fürchte . . .“

„Daß er sie nicht übersteht? Sie haben sich doch an einen Arzt gewandt?“

„Selbstverständlich. Alles ist in Gottes Hand: wenn es mir beschieden ist, Witwe zu werden, so wird es wohl eine Prüfung sein, eine schwere Prüfung, und ich werde sie bestehen. Ich befürchte aber etwas Schlimmeres.“ Sie drückte ihr Tuch an die Augen, als ob sie einen Tränenstrom zurückhalten wollte. Die Gäste wechselten besorgte Blicke, und Pjotr Pawlowitsch sagte ermutigend:

„Verzagen Sie nicht, liebste Jekaterina Petrowna: es gibt nichts, was eine Christin in Verzweiflung stürzen könnte!“

„Was befürchten Sie denn, Liebste?“ fragte Nelly, an sie näher heranrückend.

Katja keuchte, ohne das Tuch von den Augen zu nehmen:

„Ich fürchte, daß Joseph, auch wenn er am Leben bleibt, nicht mehr zu den vernünftig Denkenden zählen wird!“

„Sie fürchten für seinen Verstand?“

„Ja, das ist es! Ich frage mich sogar, ob er nicht schon jetzt etwas gemütskrank ist.“

Tante Nelly ließ ihren üppigen Busen erzittern und rief aus:

„Gott ist barmherzig! Machen Sie sich keine solchen Gedanken.“

„Ich wäre froh, wenn ich nicht daran zu denken brauchte, aber ich muß!“

„Und machen Sie sich keine Sorgen: wir wollen für Sie alles machen und werden Sie nicht im Stich lassen.“

Die Hausfrau war so erregt, daß sie sich bei den Gästen für das Mitgefühl nicht einmal bedankte.

Jekaterina Petrowna wusch sich das Gesicht, zog ein bescheidenes Kleid an, setzte einen Hut mit langem Schleier auf und wollte gerade das Haus verlassen, als das Dienstmädchen Fräulein Dmitrewskij meldete. Ljolja, die gleich nach dem Dienstmädchen ins Zimmer trat, war blasser als sonst und schien sehr erregt.

„Ach, Katja, du gehst aus, und ich muß dich so dringend sprechen!“

„Ich bitte dich, Ljolja: für dich finde ich immer noch etwas Zeit.“

Die Hausfrau warf einen Blick auf ihre kleine Uhr, die an einer dreifachen Kette hing, und fügte geschäftig hinzu:

„Bis halb sechs, bis fünf stehe ich dir zur Verfügung. Wir wollen aber die Zeit nicht verlieren und, solange die Sonne scheint, nach dem Sommergarten fahren: dort wird uns niemand stören. Oder willst du vielleicht eine Tasse Tee?“

„Nein, ich möchte keinen Tee. Fahren wir aus.“

Das junge Mädchen begann schon in der Droschke:

„Wunderst du dich gar nicht, daß ich mich nicht an Ssonja oder sonst jemand, sondern an dich wende?“

„Warum soll ich mich wundern? Bin ich denn nicht auch deine Freundin?“

Ljolja schmiegte sich mit dem Ellenbogen an die Brust Katjas und begann von neuem:

„Du mußt mir in meiner schwierigen Lage helfen und mir das Geständnis erleichtern.“

„Ja, ja.“

„Hat dir vielleicht schon Sonja etwas von mir und Ssergej Pawlowitsch erzählt?“

„In entfernten Andeutungen. Aber es ist ganz gleich, ich verstehe alles.“

Sie stiegen aus der Droschke und gingen langsam durch die leere Allee. Als Katja sah, daß das junge Mädchen in ihrem Geständnis nicht fortfahren wollte, begann sie selbst:

„Ljolja, wenn du meine Hilfe willst, mußt du mir alles sagen.“

„Ja, ich will Hilfe, und keine Rettung, Glück, und keine Heiligkeit! Verstehst du mich? Glück! Darum wende ich mich eben an dich.“

Ljolja setzte sich auf eine Bank, schmiegte sich an Jekaterina Petrownas Schulter und verstummte wie ohnmächtig. Nun begann jene selbst behutsam mit leichten Fingern die Herzenswunden des jungen Mädchens aufzudecken:

„Hast du ihn sehr lieb?“

„Ja, ja, ja!“ rief Ljolja tief bekümmert aus.

„Und er?“

„Was?“

„Liebt er dich?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete das junge Mädchen kaum hörbar, das Gesicht neigend.

„Wieso weißt du es nicht? Hat er dir nichts gesagt, nichts angedeutet?“

„Ja, angedeutet.“

„Hat er dich geküßt?“

„Nein, geküßt hat er mich nicht! Nein, nein!“

„Aber du fühlst, du glaubst, daß er dich liebt?“

„Ich weiß nicht, ich weiß gar nichts, begreife es doch, Katja!“

„Ljolja, sei mir nicht böse, wenn ich mit dir geradeaus rede. Was ich dir sagen werde, kann dir roh erscheinen. Ich muß aber so sprechen, weil ich dir helfen und dich nicht bloß mit schönen Worten beruhigen will.“

„Ja, gewiß, gewiß... Sag' es nur...“

„Ich werde dich fragen und nur dann selbst etwas sagen, wenn du irgendeine Frage nicht beantworten kannst. Was willst du eigentlich? Daß er dir gehört, nur dir allein, daß dich keine Eifersucht quält, daß du seiner sicher bist und ihn allein besitzt?“

Ljolja schwieg.

„Oder ist es nicht so? Ohne Eifersucht, ohne den Wunsch, ihn ganz zu besitzen, willst du nur, daß er dich liebt und daß du es weißt?“

„So ungefähr, aber doch nicht ganz so.“

„In jedem Falle strebst du nicht nur allein nach geistiger Gemeinschaft?“

„Ja,“ hauchte das Mädchen kaum hörbar.

„Du vertraust mir doch?“ fragte die Ältere streng.

„Würde ich denn sonst mit dir sprechen? Ich bin überzeugt, daß du alles machen kannst, und bitte dich, es nur zu wollen.“

Katja seufzte auf.

„Du kränkst mich, Ljolja! Glaubst du denn wirklich, daß ich etwas, was dein Glück bedeutet, nicht wollen kann? Hör auf! Du vertraust mir, und darum sage ich dir, daß alles gut werden wird, wie wir es beide wollen.“

Sie küßte Ljolja, die immer noch gebeugt saß, und erhob sich, als hielte sie das Gespräch für beendet.

Vor der Pentelejmon-Brücke sah sie auf ihre Uhr und sagte:

„Jetzt muß ich dich verlassen. Morgen früh komme ich aber zu dir: wir haben noch vieles zu besprechen.“

Sie fühlte, wie Ljolja, die sich auf ihren Arm stützte, plötzlich

erbebte und sich aufrichtete, und blieb stehen. Das junge Mädchen streckte die Hand vor sich aus und sagte:

„Nein, es wird nichts daraus, es wird nichts daraus!“

Über das Marsfeld fuhr eine Droschke, in der man das dunkle Profil Adventows und daneben eine breite, flache Studentenmütze erkennen konnte. Frau Bardow sah sich nach allen Seiten um und sagte:

„Sei still, Ljolja, beruhige dich, morgen komme ich zu dir.“

Ljolja sagte nichts und weinte nur. Jekaterina Petrowna half der Weinenden in eine Droschke, deren Nummer sie sich aufschrieb, stieg auch selbst in einen Wagen und fuhr in die Neue Gasse. Unterwegs sah sie einigemal auf die Uhr und trieb den Kutscher zur Eile an. Um so mehr mußte es auffallen, daß sie, als sie schon am Ziele war, sich weder beeilte, das Fahrgeld, noch ehe der Wagen hielt, zu bezahlen, noch die Treppe atemlos, den Mantel im Laufen aufknöpfend, hinaufrannte: sie bezahlte den Kutscher vielmehr sehr bedächtig, holte dann aus der Tasche einen Zettel, verglich die notierte Hausnummer mit der über dem Haustore angebrachten, legte ihren ohnehin sehr dichten Schleier doppelt zusammen, ging zweimal bis zur nächsten Straßenecke und drückte schließlich mit großer Sicherheit den Klingelknopf am Nebenhause. Es war der ziemlich schmutzige Eingang zu einem obskuren Hotel. Ein fauler, verschlagener Bursche in ärmelloser Joppe blickte sie fragend an. Sie erkundigte sich leise:

„Ist der Herr auf Nummer 37 schon da?“

„Gewiß. Er wartet schon, kommen Sie, bitte, mit.“

Er lief durch den finstern Korridor mit der qualmenden Lampe voraus und bemühte sich, das Gesicht der Dame durch den dichten Schleier zu erkennen. Sie klopfte an, und aus dem Zimmer tönte es: „Ich bitte!“ Vor einem runden Tisch saß ein Mann

mit breitem, weißem, etwas welktem Gesicht. Wir würden in ihm unschwer Broskin erkennen; Jekaterina Petrowna aber kannte oder erkannte ihn nicht; jedenfalls ging sie einige Schritte auf ihn zu und fragte:

„Broskin, Alexander Alexejewitsch?“

„Ja, das bin ich,“ entgegnete jener schnell.

Jekaterina Petrowna entledigte sich der Handschuhe und des Mantels, den Broskin schnell an den Kleiderhaken hängte, behielt aber den Hut auf und lüftete nicht einmal den Schleier.

„Wollen wir Platz nehmen,“ sagte sie, sich auf das Sofa setzend. „Es kommt doch niemand herein?“

Sascha drehte lächelnd den Schlüssel in der Türe um und setzte sich auf das gleiche Sofa, dicht neben Jekaterina Petrowna.

„Sie brauchen weder zu wissen, wer ich bin, noch mein Gesicht zu sehen. Ich will Ihnen sagen, was ich von Ihnen wünsche, und bin überzeugt, daß wir uns verstehen werden. Die Sache hat für uns beide manche Vorteile.“

Sascha schwieg und starrte die Unbekannte an. Diese fuhr mit ruhiger Stimme fort:

„Was ich Ihnen sagen werde, geht weder Sie noch mich, sondern eine Person an, mit der Sie nicht schlecht stehen und für deren Schicksal gewisse Menschen, die mir nahe sind, Interesse haben. Ich spreche von Viktor Michailowitsch Oserow, den Sie gut kennen. Sehen Sie: er besitzt gewisse Papiere, die für ihn sehr gefährlich werden können. Die Papiere gehören nicht ihm, sondern andern Leuten, die keinerlei Nachsicht verdienen, die ganz unbedeutend und vielleicht auch verbrecherisch sind. Diese Leute werden gar keine Bedenken haben, Oserow bei Gelegenheit zu verraten; durch den Besitz dieser Papiere ist er ganz in ihrer Gewalt.“

„Er kann doch die Papiere vernichten oder jenen Leuten zurückgeben?“

„Die Papiere sind ihm zur Aufbewahrung anvertraut worden, und er will nicht als Feigling dastehen.“

„So, so. Was wünschen Sie also von mir?“

„Ich möchte, daß Viktor Michailowitsch vor Erpressungen und andererseits auch vor der Polizei geschützt sei.“

„Mit anderen Worten: Sie wünschen, daß er die Papiere nicht mehr haben soll?“

„Das ist es. Sie haben meine Gedanken richtig erraten.“

„Ich will es ganz einfach sagen, meine Dame: Sie möchten, daß ich die Papiere stehle und Ihnen übergebe?“

„Warum solche Ausdrücke?! Aber im Grunde genommen wünsche ich nichts anderes, als daß die Papiere sich bei mir befinden, oder daß ich wenigstens weiß, wo sie sind.“

„Sie befinden sich doch bei Viktor Michailowitsch, wie Sie eben gesagt haben!“

„Ja, aber ich weiß nicht genau, wo: ob er sie mit sich herumträgt oder irgendwo verschlossen hält?“

Sascha blickte sie prüfend an und sagte:

„Es ist eine schwierige Sache, meine Dame!“

„Das heißt, Sie wollen eine ordentliche Bezahlung. Sagen Sie mir ganz offen, wieviel Sie dafür verlangen.“

Broškin nannte die Summe.

„Hören Sie einmal: Sie wissen wohl selbst nicht, was Sie sagen! Ihre Forderung ist unerhört. Ich hätte ja das, was mich interessiert, auch auf anderem Wege erfahren können; ich dachte mir nur, daß es durch Sie leichter zu machen wäre.“

Katja erhob sich und begann auf dem ausgetretenen Teppich auf und ab zu gehen.

„Warum sind Sie so aufgebracht, Jekaterina Petrowna? Es ist doch keine Sünde, seine Forderung zu nennen!“

Die Dame blieb stehen.

„Meinen Sie mich? Wo haben Sie die Jekaterina Petrowna her?“

„Wozu diese Kunststücke? Sie sind doch Viktor Michailowitschs Mama?“

Durch den Schleier konnte man nicht sehen, wie blaß Jekaterina Petrowna plötzlich geworden war. Sie lächelte aber und sagte neckisch:

„Sie schmeicheln mir wirklich nicht! Halten Sie mich denn für so alt? Beruhigen Sie sich: ich bin gar nicht die Frau Paradow und kenne sie überhaupt nicht. Mich hat Sossja Karlowna Dreistück hergeschickt; vielleicht ist Ihnen auch dieser Name nicht unbekannt?“

Sascha schwieg. Jekaterina Petrowna setzte sich wieder hin, legte ihre Hand ohne Handschuh auf seinen Arm und begann:

„Wollen wir einmal vernünftig sprechen. Die Personen, die an dieser Sache interessiert sind, können Ihnen die Summe, die Sie verlangen, nicht geben. Ich möchte aber den Leuten so gerne helfen, daß ich imstande bin, Ihnen auch meinerseits etwas anzubieten. Irgend etwas. Natürlich kein Geld; wo sollte ich auch Geld hernehmen? Aber vielleicht könnte ich mich für Sie irgendwo verwenden, — was weiß ich?!“

Sie rückte noch näher an ihn heran und blickte ihm, unzweideutig lächelnd, ins Gesicht. Sascha zeigte mit den Augen auf das elektrische Licht. Katja nickte kaum merklich, und nach einem Augenblick war es im Zimmer dunkel. Als er sie aber umarmte, flüsterte sie empört:

„Was fällt Ihnen ein? Ich bin nicht dazu hergekommen!“
Aber sie rührte sich nicht.

Broskin sprach kein Wort und atmete schwer. Katja war sogar gesprächiger als er: zwischen den Seufzern hauchte sie ab und zu:

„Lieber Sascha! Lieber!“

Als das Licht wieder brannte, fragte Broskin, der mit einer Zigarette im Munde an der Türe stand, mit einem Lächeln:

„Sie sind also nicht Viktor Michailowitschs Mama?“

Katja brachte vor dem trüben Spiegel ihren Hut in Ordnung und sagte nichts. Sascha fuhr fort:

„Mir ist es ja auch ganz gleich, ob Sie seine Mama sind oder nicht. Meine Hochachtung!“ Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

VI

Jekaterina Petrowna erhielt nach einigen Tagen mit einem geheimnisvollen Boten einen nicht weniger geheimnisvollen Zettel, auf dem nur drei Worte standen: „Stets mit dir“, worauf sie ebenso lakonisch antwortete: „In einer Woche.“ Den Schreibern beider Zettel waren nicht nur diese Worte allein verständlich: auch die Gefühle, die sie während des Schreibens beseelten, waren wohl die gleichen, ebenso wie auch das Lächeln, das auf den breiten und gar nicht dummen Gesichtern der beiden Menschen, die an einer gemeinsamen riskanten Sache beteiligt waren, spielte, das gleiche war. Keiner von den beiden hielt sich für betrogen; sogar ganz im Gegenteil; und diese Gewißheit brachte sie einander noch näher.

Viktor wunderte sich gar nicht, als Broskin anfing, immer öfter zu ihm ins Zimmer zu kommen und ihn zärtlich, gleichsam

betastend, zu umarmen. Da Jossif ganze Tage bei seinem Stiefsohn verbrachte, übertrug sich diese Zärtlichkeit Broskins auch auf ihn, wenn auch in etwas anderer Form. Sascha starrte den Gast minutenlang mit seinen vor Trunksucht wahnsinnig scheinenden Augen an, ohne zu zwinkern, sagte irgend etwas leise mit seiner heiseren Stimme, schüttelte seine Locken, stand auf und ging hinaus. Einem Unbeteiligten mußten diese drei Gesichter, die durch irgend etwas Gemeinsames verbunden waren, höchst seltsam erscheinen: das Gesicht mit der Stutznase und den weit voneinander abstehenden grünen Augen unter dem roten Schopf; das runde Antlitz eines nicht mehr ganz jungen Zarenpagen und das gutmütige, etwas zersteute, raffige Gesicht des dritten.

Sascha sagte eines Tages:

„Viktor Michailowitsch, wollen Sie mir einen großen Gefallen erweisen?“

„Sehr gerne. Was soll ich tun?“

„Wollen Sie nicht zu den Sykows hinübergehen, ein gewisses Heiligenbild anschauen und es, falls es gut ist, kaufen? Das Geld dazu gebe ich Ihnen mit.“

Viktor antwortete lächelnd:

„Ich bin gewohnt, Sie für einen vernünftig denkenden Menschen zu halten, Alexander Alexejewitsch; was verstehe ich von Heiligenbildern? Ich weiß, daß Sie selbst zu den Sykows nicht gut gehen können. Wollen Sie aber nicht jemand hinschicken, der von der Sache etwas versteht?“

„Damit er selbst das Bild kauft und mir das Geschäft verdirbt, nicht wahr? Ich bin durchaus nicht so dumm, wie Sie glauben. Das Bild befindet sich nicht im Laden — was sie im Laden haben, ist Mist —, sondern in der Wohnung. Ich kenne es genau: es ist ein ‚Unverbrennbarer Dornbusch‘. Sie haben aber zwei Bilder mit dieser Darstellung: das eine ist acht und

das andere ist sechs Werschok hoch. Kaufen Sie mir das kleinere, das größere ist gar nichts wert. Des Anstandes wegen schauen Sie aber alle Bilder an und unterhandeln Sie ruhig, ohne Ubereilung, als ob Sie das Bild gar nicht so dringend brauchen. Bis fünfhundert Rubel können Sie gehen. Sie wissen wohl, wie so ein Unverbrennbarer Dornbusch' aussieht?"

„Ich kenne es, Tantschen hatte auch so ein Bild. Willst du, daß ich mit dir gehe?“ schlug Jossif vor.

„Das ist ja prachtvoll! Was wollen Sie noch?“ rief Sascha erfreut aus.

Nach einigen Tagen läuteten die beiden jungen Leute an einer Wohnung in einem höchst bescheidenen Hause. An der Türe war keinerlei Namensschild angebracht. Erst nach dem dritten Läuten fragte eine Stimme aus dem Vorzimmer: „Wer ist da?“ Die Türe ging, von einer Kette zurückgehalten, ein klein wenig auf, ließ einen Schwaden von Fastenöl entweichen (es war ein Mittwoch) und wurde wieder zugeschlagen.

„Man hat anscheinend nicht die Absicht, uns hereinzulassen!“ sagte Viktor ungeduldig.

„Warten wir noch ein wenig: ich glaube, jemand kommt.“ Die Schritte kamen wieder näher, und ein barfüßiger Bursche ließ die Besucher in ein überheiztes Vorzimmer eintreten. Ohne ihnen aus den Mänteln zu helfen, geleitete er sie in ein Wohnzimmer und sagte: „Olga Iwanowna kommt gleich: sie hat auf Sie gewartet.“

„Was soll das bedeuten? Wer kann uns hier erwartet haben?“ fragte Viktor, die roten Samtmöbel, die Oldrucke an den Wänden und die Läufer auf den Dielen musternd. Zwei Türen waren fest zu, und ihre sorgfältig geputzten Messingklinken funkelten. Im Nebenzimmer ticktackten mehrere Uhren, die schließlich ziemlich gleichzeitig in verschiedenen Tonhöhen schlugen und zischten.

„Haben die ein Uhrengeschäft oder was? Die Sache fängt mir an langweilig zu werden! Hören Sie einmal: sind die Herrschaften zu Hause oder nicht?!”

Der Bursche von vorhin steckte seinen Kopf augenblicklich zur Türe herein, als hätte er draußen gelauert, und flüsterte:

„Warten Sie noch einen Augenblick: sie kommt gleich.“ Und er verschwand lautlos. Im gleichen Augenblick erschien durch die andere Türe eine groß gewachsene, ziemlich korpulente Frau im offenen Morgenrock; sie hielt mit den Händen ein kleines rotes Seidentuch an den Schultern fest, das immer herunterrutschen wollte und den Hals und einen Teil der Brust offen ließ. Sofort fing sie leise und etwas singend zu reden an:

„Guten Tag, meine Herren, Sie haben aber gestern kommen sollen. Sjoluschka hat mir schon längst von Ihnen erzählt, und ich habe immer gewartet. Heute habe ich schon gar nicht daran gedacht, daß Sie kommen können, und bin ein wenig eingeschlafen. Nun, wie war die Reise? Guten Tag, Andruscha, mein Lieber . . . Ach!“ schrie sie plötzlich auf, ganz nahe an Jossif herantretend und ihn mit ihren etwas hervorstehenden, kurz-sichtigen Augen anstarrend: „Was ist denn das?! . . . Herr Jesus! Stepan! Stepan!“

Das rote Tuch fiel ganz zu Boden, und die Frau bemühte sich, mit ihren vollen Armen Hals und Brust zu schützen.

„Entschuldigen Sie, es liegt wohl eine Verwechslung vor. Wir sind in einer geschäftlichen Angelegenheit hergekommen: wir wollen ein Bild kaufen, sind aber anscheinend zur ungelegenen Zeit gekommen. Entschuldigen Sie, wir kommen ein anderes Mal, wenn Herr Sjkow zu Hause ist.“

Dlga Iwanowna hatte schon das Tuch vom Boden aufgehoben und befragte verzweifelt und verlegen den wiedererschiedenen barfüßigen Burschen mit den Augen, was sie nun tun solle.

„Was für ein Bild? Die Bilder sind im Laden, bei Jakow Sacharytsch . . . Ich weiß von nichts . . .“

„Wenn Sie ein Bild wollen, so müssen Sie sich in den Sagorodnyj=Prospekt bemühen,“ bestätigte der Bursche.

„Nein, man sagte uns, das Bild befinde sich in der Wohnung und nicht im Laden.“

„Gestatten Sie die Frage: wer hat es Ihnen gesagt?“

„Es ist ganz gleich, wer es uns gesagt hat; jedenfalls wissen wir es.“

Hinter der andern Türe ertönte ein Zischen; diesmal war es aber keine Uhr. Olga Iwanowna horchte auf und fragte:

„Hat Sacharytsch dir etwas gesagt? Ich weiß von nichts . . . Wer sind Sie eigentlich? Ich kann es gar nicht fassen . . . Wer hat Sie hergeschickt?“

„Wir heißen Wiktor Michailowitsch Oserow und Jossif Grigorjewitsch Pardow,“ sagte Jossif.

Die Frau wiederholte, wie wenn sie sich an etwas erinnern wollte:

„Pardow . . . Pardow . . . Mein Gott, wo habe ich den Namen schon einmal gehört?“ Sie richtete ihren Blick auf Jossif und fragte ihn etwas unsicher: „Entschuldigen Sie, hat man nicht im vergangenen Jahre Ihr Tantchen ermordet?“

„Ja, dieses Unglück hat sich bei uns ereignet.“

Die Frau fing plötzlich unpassenderweise zu strahlen an und rief aus:

„Das ist ja herrlich! Das ist ja wunderschön! Ich kenne Sie also, ich habe viel von Ihnen gehört.“

„Von wem denn?“

„Von Parfens Marina, Sie erinnern sich doch noch an sie? Wie froh wäre sie, Sie zu sehen, mit Ihnen zu sprechen! Sie sind ja aus der gleichen Gegend, auch ihr ist dort ein Unglück zugestoßen . . .“

„Wo ist sie denn? Ich würde sie gerne wiedersehen.“

Olga Iwanowna lächelte erfreut und sagte:

„Ja, wo steckt sie? Marina! Marinuschka! Komm her: Es ist ein Bekannter da!“ Sie wandte sich wieder an Jossif und fuhr fort: „Sie wohnt bei uns: Parfen ist mein Bruder und Marina meine Nichte. So sind wir miteinander bekannt. Trinken Sie doch eine Tasse Tee mit uns. Wenn die Burschen aus dem Laden kommen, um das Mittagessen zu holen, will ich ihnen sagen, daß sie Jakow Sacharytsch benachrichtigen: er wird sofort kommen, und Sie können mit ihm dann vom Geschäft sprechen. Inzwischen können wir uns noch ein wenig unterhalten. Ja, wo ist denn Marina? Stepan, mach' schneller Tee!“

„Sofort!“ tönte Stepan's Stimme aus der Küche.

Durch die Türe kam trippelnd ein kleines weibliches Wesen in grellem Kleide und einem Kopftuch, das die zerzauste Frisur verdecken sollte. Das Wesen zischte, fuchtelte grüßend mit den Armen, tänzelte und knickte.

— Hat sich denn Marina so furchtbar verändert? — fragte sich Bardow. Die Hausfrau unterbrach aber seine Gedanken und erklärte:

„Das ist Sjoluschka, unsere Verwandte, habe die Ehre vorzustellen. Geh, meine Liebe, bereite etwas zum Tee vor, die Gäste bleiben da. Vergiß nicht, Madera auf den Tisch zu stellen.“

Sjoluschka zeigte die Zähne und zischte etwas, worauf Olga Iwanowna erwiderte:

„Das hat später Zeit, es macht nichts.“

„Ist sie stumm?“ fragte Jossif, als Sjoluschka hinausgegangen war.

„Stumm? Nein! Sie hat nur ein Löchelchen im Gaumen — niemand weiß, warum sie es plötzlich bekommen hat, — darum zischt sie und kann die meisten Buchstaben nicht aussprechen.“

Der Arzt sagt aber, daß man es reparieren kann. Dann verheiraten wir sie sofort nach Moskau: wir haben dort für sie auch schon einen Bräutigam bereit."

Viktor fing laut zu lachen an. Der Stiefvater sah ihn streng an, aber auch die Hausfrau selbst lachte mit hoher Stimme mit und sagte:

"Ja, lachen Sie nur! Versuchen Sie nur nicht, ihr den Bräutigam abspenstig zu machen. Fjokluschka ist eine reiche Partie!" Und sie fing wieder zu lachen an. Als sie mit dem Lachen fertig war, erhob sie sich, verneigte sich zeremoniell vor den Gästen und sagte: „Ich bitte recht schön zum Tee!"

"Wir wollen Ihnen doch keine Umstände machen," begann Jossif. Olga Iwanowna verbeugte sich aber wieder und sagte: „Wir bitten recht schön, schlagen Sie es uns nicht ab!"

Im Eßzimmer war noch nicht alles fertig: Fjokla und Stepan rannten hin und her und brachten Flaschen und Teller mit Heringen, Pilzen, Fruchtpasten und Pfefferkuchen herbei. Olga Iwanowna warf einen Blick auf den Tisch, forderte die Gäste auf, Platz zu nehmen, und schickte Stepan hinaus, damit er Marina rufe. Sie aßen und tranken, die Hausfrau schenkte den Gästen und Fjokluschka immer wieder Wein ein, vergaß auch sich selbst nicht, schwatzte und lachte. Sie war an die fünfunds-dreißig Jahre alt; die Züge ihres sehr blassen, blutleeren Gesichts waren unregelmäßig, aber angenehm; die drei kleinen Leberflecke im Gesicht, der sehr rote Mund und die pechschwarzen Haare ließen ihr Gesicht noch blasser erscheinen, und weder der ausge-trunkene Madera noch die Hitze, die in der Stube herrschte, vermochten die Blässe zu verscheuchen. Sie zupfte mit ihren weißen, rundlichen Händen immer das rote Tuch zurecht, das herunterrutschen wollte. Das unartikulierte Zischen Fjokluschkas wurde den Gästen allmählich verständlicher. Die beiden Frauen

lachten und sprachen von irgend welchen Personen, Ereignissen, Abenteuern, Zufällen und Streichen, ohne sich darum zu kümmern, daß die näheren Umstände, die die Situationen komisch machten, den Gästen unbekannt waren. Fast niemand merkte, wie Marina ins Zimmer getreten war; sie streifte den Tisch mit einem Blick, ging direkt auf Jossif und Viktor zu und sagte:

„Diese Begegnung hätte ich am allerwenigsten erwartet. Gott selbst hat Sie hergeführt.“ Nach einer Weile fügte sie hinzu: „Wie geht es Ihrer Gemahlin Jekaterina Petrowna, dem Tanten und Fräulein Ssofja Karlowna?“

„Ich danke, nicht schlecht,“ erwiderte Jossif und blickte Marina, die sich sehr wenig verändert hatte, ohne zu lächeln an. Marina beteiligte sich nicht an der allgemeinen Unterhaltung und trank eine Tasse Tee mit Eingemachtem nach der andern. Sonst nahm sie nichts zu sich. Bald kam der Hausherr mit seinem Schwager heim und war etwas erstaunt, die lustige Gesellschaft vorzufinden. Snykow war rothaarig, schielte auf einem Auge und tat sehr geschäftig und liebenswürdig; im Bruder Olga Iwanownas, der sich schweigend ins Innere der Wohnung zurückzog, erkannte Jossif den schlanken Greis wieder, der in jener Nacht Marina begleitet hatte. Vom Geschäft sprach man nur so nebenbei. Jossif und Viktor sahen sich die Bilder an und versprachen wiederzukommen. Die Snykows baten die Gäste mit großem Eifer, sie recht bald wieder zu besuchen. Marina schwieg. Als sie aber die Gäste hinausbegleitete, sagte sie draußen vor der Haustüre zu Jossif:

„Sie haben es nicht leicht, Liebster!“ Als er darauf nichts erwiderte, fuhr sie fort: „Leugnen Sie es nicht! Ich habe es ja auch schwer. Kommen Sie recht oft zu uns, dann werden wir es beide leichter haben.“ Nach einer Pause fuhr sie fort: „Der Heiland selbst wird uns heilen, ich aber werde bald sterben. Kommen Sie bald wieder, Pawel Grigorjewitsch.“

Ihre Stimme und ihr Gesichtsausdruck waren ruhig, sie hatte sich wenig verändert. Aber in ihrer Rede klang eine Überzeugungskraft, die nicht vom Sinn der Worte abzuhängen schien.

Als sie später Broskin von diesem Besuch erzählten, und Viktor sich lobend über die Frau Sykow äußerte, sagte Sascha:

„Sie ist wohl nicht übel, aber ihren ersten Mann hat sie doch umgebracht.“

„Sie wurde ja freigesprochen. Vielleicht war es ein unbegründeter Verdacht.“

Sascha hob die Augen und sagte gedehnt: „Ja, glauben Sie es nur!“

VII

Der „Unverbrennbare Dornbusch“ war schon längst gekauft und mit Profit weiterverkauft; auch der Winter war schon angebrochen, aber Jossif, der sich nach einer Zuflucht sehnte, besuchte noch immer die Sykows und heftete sich an sie mit seiner Seele. Auch die Sykows gewöhnten sich an ihn und genierten sich nicht mehr vor ihm: Jakow Sacharytsch sprach mit ihm von seiner ziemlich verwickelten und nicht sehr günstigen Geschäftslage; Olga Iwanowna und Fjokluschka erzählten ihm ganz offenherzig von ihren heimlichen Seitensprüngen und Trinkgelagen, zu denen sie manchmal auch ihn einluden; die Ladengesellen beklagten sich über die Sykows und über einander, die Sykows über die Gesellen, und selbst der schlanke Greis sah ihn nicht mehr so streng an und unterhielt sich mit ihm sogar manchmal über göttliche Dinge. Jossif ging ab und zu auch in den Antiquitätenladen und zu den Abendmessen in die Betstube,

spielte mit den Leuten Karten, sang, trank und langweilte sich, wenn er einige Tage nicht in der bescheidenen Wohnung mit den Läufern und den vielen Lampen vor den Heiligenbildern gewesen war. Marina leistete Pardow seltsamerweise viel weniger Gesellschaft als die andern und kam bei seinen Besuchen oft überhaupt nicht zum Vorschein. Sie sprach wenig und nur von den alltäglichsten Dingen, aber in ihren Worten tönte eine innere tiefere Trauer und Zärtlichkeit, was Jossif irgendwie aufregte. Er fühlte sich überhaupt ziemlich unruhig, bemühte sich aber, daran nicht zu denken. Bei sich zu Hause pflegte er jetzt nur zu übernachten, und auch das nicht immer; Ssonja hatte er schon Gott weiß wie lange nicht mehr gesehen; er verkehrte nur mit den Sykows, mit Broskin und in den Wirtshäusern. Sein Gesicht war welk geworden und geschwollen, es war ihm so seltsam bange ums Herz, und seine Unruhe wurde zuweilen ganz unerträglich. Der Winter stand nur im Kalender, in Wirklichkeit gab es Regen, finstere Tage und feuchte Wärme.

Am einem besonders feuchten und finstern Tage war Jekaterina Petrowna wohl mit dem linken Fuß aus dem Bette gestiegen: so reizbar und übel gelaunt war sie an diesem Morgen. Ubrigens war sie auch schon gestern, als sie von irgendwo heimgekommen, in einer seltsamen Verfassung: ihr Gesicht war von roten Flecken bedeckt, sie rührte das Mittagessen nicht an, gab dem Dienstmädchen, das sich besorgt nach ihrem Befinden erkundigte, keine Antwort, schrieb einige Briefe, übergab sie selbst einem Dienstmann und schloß sich schon um zehn Uhr in ihrem Schlafzimmer ein. Am Morgen war sie in einer noch viel schwärzeren Gemüthsverfassung; sie zog sich wie zum Ausgehen an, blieb aber zu Hause und spazierte lange durch die Zimmer. Als an der Türe die Glocke ertönte, brach sie diese Wanderung

ab, eilte aber nicht ins Vorzimmer, sondern wartete, bis Ljolja selbst zu ihr kam. Frau Pardow zog das junge Mädchen, fast ohne es zu begrüßen, in eine ferne Zimmerecke aufs Sofa und begann sofort mit gedämpfter Stimme:

„Ljolja, nimm deine ganze Kraft zusammen. Ich habe alles festgestellt. Gleich nach der Zusammenkunft mit dir habe ich gestern auch Ssergej Pawlowitsch gesprochen; ich weiß nicht, wer von euch beiden den andern mehr liebt, du mußt dich aber entschließen, für ihn einen entscheidenden Schritt zu tun.“

Das junge Mädchen wollte das Weitere gar nicht hören. Es errötete und wiederholte immer wieder:

„Er liebt mich! Er liebt mich! Ist das möglich?“

„Beruhige dich und höre, was ich dir noch sagen werde: du mußt mit ihm fliehen und abwarten, bis alles in Ordnung kommt. Begreife: du mußt es für ihn tun. Ich bin bereit, euch behilflich zu sein. Bist du einverstanden?“

„Ja, ja! Er liebt mich, mein Gott!“

„Aber höre, Ljolja: Gefälligkeit gegen Gefälligkeit. Gestern ist bei dir nichts vorgefallen! Verstehst du, was ich meine? Gar nichts!“

Ljolja erlosch gleichsam. Sie blickte in Katjas starr auf sie gerichtete Augen und wiederholte: „Es ist nichts vorgefallen.“

„Es ist nichts vorgefallen. Ich, Viktor und Iwan Pawlowitsch sind bei dir gestern wohl gewesen, es ist aber nicht das mindeste vorgefallen. Ich hatte Viktor zu dir bestellt, weil ich ihn bei mir zu Hause nicht empfangen will; wir sprachen miteinander, und sonst nichts.“

„Und sonst nichts,“ wiederholte Ljolja wie ein Echo.

„Ljolja, ich meine es ganz ernst,“ fuhr Frau Pardow fort, ohne den Blick von ihr zu wenden: „Gestern ist gar nichts vorgefallen. Wenn du willst, kann ich dich und Ssergej Pawlowitsch auch in Ruhe lassen. Tut was ihr wollt.“

„Was? Nein! Was sollen wir allein anfangen?! Gestern ist gar nichts vorgefallen,“ fügte sie mit einiger Anstrengung hinzu.

„Denke daran!“

„Ich denke daran.“

„Jemand kommt,“ sagte Frau Bardow, als wieder die Klingel ertönte. Sie ging ins Vorzimmer und kehrte von dort erst nach längerer Zeit mit Jegerew zurück; er war wohl nicht der Gast, für den Jekaterina Petrowa sich aufgeputzt hatte. Ins Zimmer tretend, beendeten sie ein wohl noch im Vorzimmer begonnenes Gespräch:

„Sie glauben also, daß es keine Folgen haben wird?“ fragte Herr Jegerew.

„Gewiß! Niemand hat es ja gesehen!“

„Und Ljolja?“

Katja antwortete darauf nichts. Nach einer Weile sagte sie: „Mich beunruhigt mehr, daß aus der Sache nichts geworden ist, als das, was daraus noch alles werden kann.“

„Ich verstehe das eine nicht: wie kommen die Sachen zu Viktor, wenn Sie sie sämtlich verbrannt haben!?“

„Er hat sie vorher zu sich genommen. Ich hab' es Ihnen schon einmal gesagt.“

Jetzt wurde Herr Jegerew schweigsam. Ljolja saß, über und über rot, unbeweglich da und drückte beide Hände an das rasend pochende Herz. Ohne daß man ein Klingelzeichen gehört hätte, trat Jossif ganz plötzlich ins Zimmer. Er war offenbar in höchster Aufregung. Nachdem er die Gäste flüchtig begrüßt hatte, wandte er sich laut an seine Frau:

„Katja, ich muß dich dringend sprechen.“

„Warte, wir finden später Zeit.“

Jossif gab aber nicht nach:

„Ich bin zu aufgereggt, um die Unterredung hinauszuschieben, wenn es irgendwie geht, muß ich dich gleich sprechen.“

Sein Gesicht war aufgedunsen, seine Augen blickten wild und brannten unheildrohend.

Iwan Pawlowitsch sagte:

„Jekaterina Petrowna, Sie brauchen sich vor uns nicht zu genieren; Jelena Iwanowna und ich wollen gerne warten.“

„Unsinn! Ich weiß, daß er gar keine Eile hat.“

Jossif sagte, um Atem ringend:

„Katja, ich bitte dich, gib mir sofort Antwort.“

Sie unterbrach ihn aber mit erhobener Stimme:

„Ich habe es satt! Sie treiben sich Gott weiß wo herum, lassen sich ganze Tage und Nächte nicht blicken und kommen nach Hause, nur um mir in Gegenwart von Fremden Szenen zu machen.“

„Wenn ich die Tage außerhalb des Hauses verbringe, so doch nur darum, weil ich es hier nicht länger aushalten kann! Jeder Mensch hat Anrecht auf Ruhe und liebevolle Behandlung.“

„Nun, suchen Sie diese Behandlung, wo Sie wollen, wenn Sie zu Hause nicht genug davon haben.“

„Katja, ich bitte dich, hör auf, laß mich eine halbe Stunde mit dir sprechen.“

„Nein.“

Ljolja versuchte sich ins Gespräch einzumischen, gab es aber auf. Pardow ließ seinen Blick über das Zimmer schweifen und sagte:

„Nun, um so besser. Ich will Sie also jetzt gleich in Gegenwart aller fragen: was ist gestern bei den Dmitrewskijs vorgefallen?“

„Gar nichts!“ erwiderte Frau Pardow schnell, dem Manne gerade in die Augen blickend.

„Gar nichts?“

Katja verzog den Mund zu einem Lächeln und sagte:

„Ich ließ Viktor zu den Dmitrewskijs kommen, weil ich ihn hier nicht empfangen will, und habe mit ihm gesprochen. Zu-

fällig war auch Iwan Pawlowitsch hingekommen. Ljolja war allein zu Hause. Das ist alles."

Jossif rief mit einer ihm sonst gar nicht eigenen Wut:

"Das ist alles? Du sagst, das ist alles? Hast du denn nicht Viktor in eine Falle gelockt, ihm irgendwelche Papiere gewaltsam zu entreißen versucht, wobei ihr ihn beide beinahe erwürgt habt? Gesteh!"

"Unsinn, Erfindung!" erwiderte Katja ruhig, als ob sie die Erregung ihres Mannes gar nicht sähe.

"Sie sind nicht ganz richtig informiert," bemerkte Jegerew.

Nun stürzte Jossif zu Ljolja hin, die noch auf dem Sofa saß, sank vor ihr in die Knie, ergriff ihre Hände, die sie an das noch immer wild pochende Herz drückte, und sagte keuchend:

"Ljolja, du wirst nicht lügen! Erlöse mich, sage, wie sich alles zugetragen hat, du warst ja dabei, du mußt es wissen."

Ljolja blickte an Jossif vorbei zur Decke und sagte mit großer Anstrengung:

"Ich weiß nichts, ich erinnere mich an nichts, ich sterbe, laß mich, Joseph."

"Wieso erinnerst du dich nicht? Es war ja gestern. Besinne dich doch!"

"Katja hat mit Viktor gesprochen, das ist alles. Sonst ist nichts vorgefallen."

"Dein Ehrenwort?"

"Das ist alles," wiederholte Ljolja und schloß die Augen.

Jossif wandte sich, ohne von den Knien aufzustehen an Sonja, die eben ins Zimmer trat:

"Sonja, was machen sie mit mir?! Nachdem sie an Viktor so niederträchtig gehandelt haben, wollen sie ihn auch noch verleumden und mit mir entzweien!"

Sonja ging mit leichten Schritten auf ihn zu und flüsterte:

„Glaub' es nicht. Viktor ist hier. Ich weiß alles. Aber was ist mit dir, Joseph!“

Jossif wand sich schon im Krampfe. Jekaterina Petrowna schrie auf:

„Wer hat Viktor erlaubt, herzukommen? Das ist meine Wohnung! Ich kann es nicht länger ertragen! Man beleidigt mich und kommt her, nur um mir Szenen zu machen!“

Jossif schrie mit heiserer Stimme:

„Auch ich ertrage es nicht! Katsja! Kehre zurück, sei nicht so schlecht! Ach, Andrej! ...“

Plötzlich schrie er mit durchdringender Stimme auf, die man bei ihm nie vermutete, die aber seine eigentliche Stimme zu sein schien, und stürzte mit Schaum vor den Lippen zu Boden. Ljolja sprang auf; da sie sich aber nicht entschließen konnte, über den sich im Krampfe Windenden hinüberzuschreiten, ließ sie sich wieder aufs Sofa fallen und zog die Beine ein. In der Türe erschien Viktor. Auch sein Gesicht zuckte wie im Krampfe.

Die Mutter schrie ihn an:

„Hinaus! Da kommt noch ein Bessener! Wer hat dich gerufen? Das ist ja ein Irrenhaus!“

Viktor ging auf Jekaterina Petrowna zu, holte einige Papiere aus der Tasche und zeigte sie, die Blätter fest in den Händen haltend, der Mutter:

„Sind es diese?“ fragte er leise.

„Woher soll ich's wissen?“ schrie Frau Bardow auf, warf aber dennoch einen Blick auf die Papiere. Viktor begann sie schweigend in kleine Fetzen zu zerreißen und trug diese zum Ofen, in dem gerade Feuer war. Während er die Ofentüre aufmachte, ließ er einige Fetzen fallen. Iwan Pawlowitsch beugte sich rasch, blickte die Fetzen an und sagte: „Es sind schon die richtigen!“ Alle sahen schweigend zu, wie das leichte Papier verbrannte,

sich zu schwarzen Röhren mit grauen Zeilen zusammenrollend. Ssonja knöpfte indessen Jossif den Kragen auf und bedeckte sein Gesicht mit einem Tuch. Viktor erhob sich und sagte:

„Ja, Broskin erwartet Geld von dir.“

„Er hat sein Versprechen nicht gehalten.“

„Er hat dir die Wahrheit gesagt. Ich hatte nur gestern auf seinen Rat die Papiere nicht bei mir.“

„Der Schuft!“ flüsterte Katja.

„Leben Sie wohl. Ich hoffe, daß Sie mich jetzt in Ruhe lassen werden?“ sagte Viktor, die Türklinke ergreifend.

„Marsch!“ erwiderte die Mutter.

Ssonja, die bis dahin geschwiegen hatte, wandte sich an die Hausfrau:

„Schicken Sie nach einem Arzt. Außerdem kann Joseph nicht länger hier bleiben. Das verstehen Sie wohl auch selbst.“

„Ich will es selbst nicht. Ich ertrage es nicht.“

Ssonja blickte sie an und sagte:

„Er wird vorläufig zu mir ziehen. Nachher werden wir sehen.“

An der Tür wurde wieder geläutet. Es waren Tante Nelly und Pjotr Pawlowitsch. Katja zeigte stumm und traurig auf den auf dem Boden liegenden Jossif und auf Ssonja, die neben ihm kauerte, und schmiegte sich, bitter weinend, an Nellys Schulter. Ljolja starrte immer auf das weiße Tuch, das Josephs Gesicht bedeckte. Sie hielt mit der einen Hand ihre Beine umschlungen, damit sie nicht vom Sofa rutsche, und fuhr sich mit der anderen über das Gesicht, wie wenn sie es von unsichtbarem Spinnengewebe befreien, oder sich auf etwas besinnen wollte. Das Dienstmädchen, das schon einmal angeklopft und keine Antwort bekommen hatte, rief durch die Türe:

„Gnädige Frau, das Essen steht auf dem Tisch.“

Alle aber verharrten in ihren bisherigen Stellungen.

Vierter Teil

I

Jossif's Krankheit, die diesmal mit besonderer Wucht zum Ausbruch kam und zu der sich auch noch eine Erkältung und ein eigenartiges Fieber gesellten, fesselte ihn für eine längere Zeit ans Bett, als er und Ssonja erwartet hätten. Er blieb bis zu der Fastenzeit in der kleinen Wohnung seiner Kusine, in der es ihn, soviel ihm Ssonja auch zuredete, nicht litt. Schließlich mußte sie nachgeben, und Jossif, der sich noch nicht ganz erholt hatte, zog zu den Sykows, die ihm Sjoluschkas Zimmer abtraten: diese war nämlich, wenn auch mit unrepariertem Gaumen, nach Moskau gereist. Ssonja ging einigemal zu den Sykows, um sich zu vergewissern, ob er es da bequem haben werde. Obwohl sie diese Gewißheit nicht hatte gewinnen können, willigte sie dennoch auf die Übersiedlung des Kranken ein, bei dem sie nun den größten Teil der Tage verbrachte. Ssonja verstand sich recht gut mit Olga Iwanowna. Marina aber hielt sich abseits, obwohl sie Jossif während seiner Krankheit recht oft in Ssonjas Dreizimmerwohnung besucht hatte. Nun hatte sich auch Ssonja von allen zurückgezogen und erfuhr von den neuesten Ereignissen nur aus dritter Hand. Es gab zwar nicht viel Neuigkeiten, aber sie waren nicht uninteressant. Ljoja war plötzlich verschwunden; einmal kam von ihr aus Deutschland ein Brief, in dem sie bat, sie nicht zu suchen; sie teilte auch ihre Adresse gar nicht mit. Auch Adventow war fort. Dafür kehrte Andrej Jonwisin zurück; er besuchte Jossif nur ein einziges Mal, blieb bei ihm kaum eine

halbe Stunde, sagte zum Abschied: „Seien Sie unbesorgt, alles geht, wie es gehen muß,“ und kam nicht wieder. Man berichtete, daß er sich nirgends außer im Regiment sehen lasse, immer zu Hause sitze und in alten Büchern geistlichen Inhalts lese. Jekaterina Petrowna ließ sich dagegen überall, wo sie nur konnte, sehen, war lebhaft und geschäftig, bewahrte aber dabei eine beleidigte und strenge Miene; besonderen Eifer zeigte sie für die Angelegenheiten des Vereins der Tante Nelly, mit der sie jetzt eine dicke Freundschaft verband. Die Erbschaftsangelegenheit stand unmittelbar vor dem Abschluß, so daß Jossif jeden Augenblick das Vermögen bekommen konnte. Aber auch ein anderes Verfahren, das Jekaterina Petrowna eingeleitet hatte, machte schnelle Fortschritte, obwohl weder Ssonja noch Jossif wußten, um was es sich handelte. Jossif war überhaupt ein anderer geworden. Er zeigte für nichts Interesse, lag meistens unbeweglich auf dem Bett und starrte unverwandt in die rote Flamme des Lämpchens vor dem Heiligenbilde. Er ließ die Fragen, die man an ihn richtete, oft unbeantwortet, war aber sonst friedlich, sprach von seiner Frau entweder überhaupt nicht oder sehr ruhig und sang gar nicht mehr. Viktor wurde beim Anblick des Stiefvaters sogar trübsinnig; auch Ssonja sah ihn oft besorgt an, wenn er, die Hände im Nacken verschränkt, ohne zu zwinkern auf das alte Heilandsbild starrte.

„Was hast du?“ fragte er sie einmal mit freundlichem Lächeln, ihren besorgten Blick auffangend.

„Nichts. Du langweilst dich, Joseph? Willst du, daß ich dir etwas vorlese?“

„Gut. Aber ich langweile mich nicht und fühle mich wohl. Sitz lieber so bei mir.“

Wenn Marina ins Zimmer trat und ihn unbeweglich liegen sah, bekreuzigte sie sich stumm und freudig und verließ leise das

Zimmer, ohne durch etwas zu verraten, daß sie bei ihm gewesen war. Jeden Nachmittag gegen fünf kam Marina mit einer alten Ausgabe der „Heiligenlegende“ mit Schließen zu ihm ins Zimmer und las ihm mit singender Stimme das Heiligenleben für den nächsten Tag vor, ohne zu fragen, ob er ihr zuhören wolle, und ohne sich zu kümmern, ob er ihr zuhörte. Obwohl er oft unbeweglich und scheinbar teilnamslos dalag, zeigte er oft nach einigen Tagen durch irgendeine Frage, daß er alles gehört und sich gemerkt hatte. Ssonja besuchte ihn um diese Stunde fast nie; wenn sie aber kam, so las Marina auch in ihrer Gegenwart. Manchmal kamen zu ihm der Alte, Olga Iwanowa oder jemand von den Gesellen. Marina setzte keinen einzigen Tag aus, obwohl es ihr gesundheitlich von Tag zu Tag schlechter ging, was man, nur wenn man sie täglich vor sich hatte, übersehen konnte. Der lange tägliche Gottesdienst in der Fastenzeit nahm ihr die letzte Kraft; schließlich wurde sie ernsthaft krank, und der trotz ihrer Proteste herbeigerufene Arzt sagte, daß sie zu Hause bleiben müsse und in vierzehn Tagen wieder gesund sein werde. Als der Arzt gegangen war, sagte Marina mit leisem Lächeln:

„Es ist so seltsam, Onkelchen: er sagt, daß ich in vierzehn Tagen wieder gesund sein werde, und sieht nicht, daß es ganz gleich ist: daß ich nur bis Ostern zu leben habe.“

Der Alte erwiderte:

„Das weiß niemand.“

„Nun, du wirst es sehen,“ sagte Marina, und wandte sich zur Wand. Man wußte nicht, ob sie weinte oder einschliefl.

Um fünf Uhr kam Jossif zu ihr und begann etwas verlegen zu stammeln. Nachdem ihm die Kranke eine Weile zugehört hatte, fragte sie lächelnd:

„Soll ich die Heiligenlegende lesen?“

„Wird es Ihnen nicht zu schwer sein?“

„Das ist nicht der Rede wert. Holen Sie das Buch aus der Truhe.“

„Wie schön ist es hier bei Ihnen!“ sagte Jossif, als er das erstemal zu ihr ins Zimmer kam, wo alle die großen, für die Paraderäume zu schweren Heiligenbilder und Koffer untergebracht waren.

„Sieht es nicht ganz wie in einer Klosterzelle aus?“ erwiderte Marina. Sie setzte sich im Bette auf und begann vorzulesen. Als sie fertig war, fragte sie ihn: „Sie langweilen sich wohl ohne das Buch?“

„Ja, ich habe mich daran gewöhnt. Dann wirkt es auch so beruhigend.“

„Sie sagen nicht das Richtige, Jossif Grigorjewitsch. Ach, wenn ich zu reden verstünde . . . Vielleicht werden Sie mich aber auch so begreifen. Wie ist es in einem Kloster? Alle stehen zugleich auf, der Gottesdienst ist immer zur gleichen Stunde, alle arbeiten und essen zusammen. Darum ist das Leben dort so leicht und schön wie im Paradiese. Und geht es denn auch unseren Alten nicht ebenso? Sie sind nicht der einzige. Der Eifer im Gebet ist bei allen verschieden: wieviel Menschen es gibt, soviel Seelen gibt es auch. Alle Seelen sind verschieden, aber die Worte und die Zeiten sind dieselben. Alle stehen fest zusammen, niemand verliert sich selbst, und so ist es in allen Dingen. Ist es nicht wunderbar? Und wenn man für sich beten will, so zieht man sich in sein Kämmerlein zurück, oder seufzt für sich, während man mit den andern sitzt, herumgeht oder arbeitet. Das ist aber etwas ganz anderes und genügt noch nicht. Wo aber zwei oder drei in Meinem Namen versammelt sind, da bin auch Ich dabei.“

Marina wurde müde, da sie nicht gewöhnt war, so viel zu

sprechen, und verstummte. Auch Jossif schwieg. Nach einer Weile sagte er aber:

„Ich suche, ich suche, wo ich die Kraft finden kann. Sonst bin ich aber wie ein Strohalm im Winde. Schwer ist es mir, Marina Parfenowna! Früher hatte ich es leichter . . . Ich spreche nicht von meiner Frau, sondern vom Leben.“

„Ja, und auch von der Frau könnte man vieles sagen. Gewiß ist es schwer, aber dort ist alles so leicht und freudig.“

„Marina, wie beten Sie?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, wie stehen Sie dabei, wie halten Sie die Hände, was für Gebete sprechen Sie?“

„Ach, das wollen Sie wissen! Gleich will ich es Ihnen zeigen.“

Da sie angekleidet im Bette lag, stand sie auf, nahm den Rosenkranz, warf ein kleines Polster zum Aufstützen der Arme auf den Boden und begann sich leicht und lautlos zu verneigen, mit der Stirne den Boden berührend und stille Gebete sprechend. Jossif fragte leise:

„So?“ Und er nahm aus ihrer Hand den Rosenkranz und begann die Verbeugungen zu machen. Sie sah ihm ernst zu und korrigierte hie und da:

„Man muß es mit den beiden Knien zugleich machen. Schlagen Sie nicht auf den Boden auf . . . Ja, so, so! . . .“

Als er ganz verschwitzt aufstand, sagte Marina:

„Sie sind wohl müde? Das kommt, weil Sie noch nicht die Übung haben. Wenn man an die vierzig Verbeugungen gemacht hat, schmerzt anfangs der Rücken, aber später wird der ganze Körper so leicht, daß man ihn überhaupt nicht fühlt, wie wenn man Flügel bekommen hätte.“

In diesem Augenblick kam Ssonja, die sonst den Vorlesungen aus der Heiligenlegende wie absichtlich ferne blieb. Sie war er-

staunt, Marina auf den Beinen zu sehen; diese aber sagte, aus dem Zimmer gehend:

„Ich will nach der Wirtschaft schauen. Olga Iwanowna hat es ohne Sjoluschka so schwer. Morgen muß man ja die Kreuztuchen backen.“

Olga Iwanowna hatte es ohne Sjoluschkas Hilfe tatsächlich sehr schwer. In der Wirtschaft half ihr nun Marina mit, aber für ihre Zerstreuungen und Seitensprünge hatte sie in einer gewissen Kapa oder Kapitolina Siodorowna, der Frau eines der Ladennachbarn Sykows, einen vollkommenen Ersatz für die zischende Freundin gefunden. Der Unterschied war nur der, daß Olga Iwanowna jetzt öfter aus dem Hause ging, weil Kapa nicht immer die Möglichkeit hatte, zu ihr zu kommen.

Als Jossif einmal, auf dem Sofa sitzend und nicht mehr im Bette liegend, in einem geistlichem Buch, das ihm Marina gegeben hatte, las, kam Frau Sykow zu ihm ins Zimmer, die eben von einem Spaziergange heimgekehrt war. In der Türe fragte sie ihn:

„Darf ich?“

„Bitte,“ antwortete Jossif und rückte etwas zur Seite, wie wenn er die Frau zum Sitzen auffordern wollte.

Sie setzte sich auch wirklich neben ihn und begann mit singender Stimme:

„Was hocken Sie immer zu Hause, Jossif Grigorjewitsch? Früher gingen Sie so oft mit uns aus, und jetzt sind Sie immer allein.“

„Sie wissen ja selbst, Olga Iwanowna, daß ich krank war und außerdem viele Unannehmlichkeiten hatte. Ich kann jetzt wirklich nicht an Zerstreuungen denken.“

„Ach, hören Sie auf, spucken Sie doch auf alle die Unannehmlichkeiten! Als ob Sie der einzige Mensch wären, der

Unannehmlichkeiten hat! Darf denn so ein junger Mann wie Sie deswegen zu Hause hocken und sauer werden? Was ich an Ihrer Stelle alles anfangen würde! Sie sind ja im Grunde ein freier Mann. Nicht wahr?"

"Ich denke an ganz andere Dinge, Olga Iwanowna, und langweile mich nicht."

"Das glaube ich nicht! Ist es denn nicht langweilig, den ganzen Tag allein auf dem Bette zu liegen und mit alten Jungfern zu reden?"

"Mit was für alten Jungfern?"

"Nun, mit Ssotja Karlowna und unserer Marina."

"Ssonja ist gar nicht alt, und Marina Parsenowna ist keine Jungfer, sondern eine Witwe."

"Das ist ganz gleich: beide sind in Gottes Hand. Entschuldigen Sie: ich habe ein wenig zuviel getrunken."

"Aber bitte, das macht doch nichts."

"Wenn Sie nur wüßten, wie sehr Sie mir leid tun! Wenn es nach mir ginge..."

"Nun, was würden Sie da tun?"

"Ich weiß schon, was ich tun würde."

Beide schwiegen. Olga Iwanowna starrte lange, die dunklen, glanzlosen Augen zusammenkneifend, in die Lampe und sagte schließlich mit böser Stimme:

"Sie glauben wohl, daß die Leute von Ihnen nichts reden werden, wenn Sie wie ein Mönch leben? Was schwatzte man nicht alles von meinem verstorbenen Mann!"

"War denn alles nur Geschwätz?" fragte Jossif mit einem durchdringenden Blick auf Olga Iwanowna. Diese aber wiederholte nur:

"Was schwatzte man nicht alles von ihm! Und dasselbe wird man auch von Ihnen sagen."

„Mir ist es aber ganz gleich, ob die Leute von mir schwatzen und was sie sagen.“

Dlga Iwanowna erhob sich, ging einmal durchs Zimmer, pflanzte sich vor Jossif hin, der sitzen geblieben war, und sagte:

„Liebster, wollen wir doch morgen zusammen ausfahren!“

„Haben Sie denn niemand andern, den Sie mitnehmen können?“

„Aber Sie tun mir so leid. Kommen Sie doch mit, Liebster! Sie haben sogar zu trinken aufgehört: ganz wie ein Mönch!“

Sie lachte auf, umschlang plötzlich seinen Hals und küßte ihn auf den Mund. Jossif schob sie sanft von sich weg und sagte:

„Lassen Sie es, Dlga Iwanowna.“

Sie ging noch einigemal auf und ab, wandte sich plötzlich auf den Absätzen um und fragte:

„Lieben Sie noch immer Ihre Frau, Jossif Grigorjewitsch?“

„Nein,“ erwiderte er ruhig.

Dlga Iwanowna fragte ebenso ruhig:

„Wie ist es nun? Ich verstehe es nicht: wen lieben Sie denn?“

„Niemand,“ lautete die Antwort.

Dlga Iwanowna lachte wieder auf und sagte:

„Was Sie mir nicht einreden wollen! Das wird doch niemand sagen, der Sie sieht!“

Jossif bemerkte ernst:

„Es ist mir wirklich ganz gleich, was man sagen wird und was nicht.“

Dlga Iwanowna beruhigte sich und sagte zum Abschied:

„Wie Sie wollen. Sie tun mir nur sehr leid, nehmen Sie es mir nicht übel.“

„Es macht nichts, Dlga Iwanowna, es macht nichts. Gute Nacht!“ sagte Jossif und vertiefte sich wieder in das Buch.

Ssonja, Jossif und alle Synkows saßen in friedlicher Unterhaltung am Teetisch, als plötzlich Viktor in Mütze und Mantel ins Zimmer stürzte und erregt meldete:

„Wissen Sie, meine Herrschaften: Adventow hat sich erschossen.“

Der Alte bemerkte, auf die Heiligenbilder zeigend:

„Die Mütze sollten Sie doch abnehmen!“

Viktor grinste, zog aber die Mütze.

Jossif fragte, als traute er seinen Ohren nicht:

„Um Gottes willen, was sagst du, Viktor? Adventow hat sich erschossen? Wann?“

„Ich las es in der Zeitung. Ich glaube nicht, daß es aus der Luft gegriffen ist.“

„Es ist wahr,“ bestätigte Ssonja leise.

„Wir lesen keine Zeitungen,“ bemerkte der Alte.

„Ja, gewiß, es stand heute im ‚Tageblatt‘: er war Schriftsteller, im Auslande ist es geschehen,“ bestätigte Jakow Sacharjtsch.

„Es kann nicht sein, es kann nicht sein, ich glaube es nicht!“ stammelte Jossif.

„Doch, Joseph, es ist wahr, ich weiß es, ich will dir später alles erzählen,“ sagte Ssonja.

„Warum hast du es mir nicht früher gesagt?“

„Ich wollte dich nicht unnütz aufregen.“

„War's ein Verwandter?“ fragte Olga Iwanowna.

„Nein, aber ein guter Bekannter.“

„War der Herr krank, oder war es eine geistige Umnachtung?“ fragte Olga Iwanowna weiter.

„Ja, eine Umnachtung. Er war überhaupt sehr unglücklich,“ antwortete Ssonja.

„Wie ein abgebrochener Zweig im Winde,“ flüsterte Marina.

„Schade, schade! Wenn der Herr das Haus nicht beschützt, so wacht der Wächter umsonst,“ sagte der Alte.

„Er war ein gläubiger und in seiner Art auch gottesfürchtiger Mensch,“ entgegnete Ssonja.

„Welcher Kirche gehörte er denn an?“

„Der orthodoxen.“

„Wir sind alle Orthodoxe,“ bemerkte der Onkel lächelnd und fuhr fort: „Hat er denn wirklich keinen Geistlichen finden können, dem er vertraute und der ihm verboten hätte, so kleinmütig zu sein?“

„Ich weiß es nicht. Er hat wohl keinen gefunden! Er war ja im Auslande und hatte es anscheinend sehr schwer.“

„Entschuldigen Sie, Fräulein, es ist nichts als Feigheit und große Sünde.“

„Es ist schwer, einen andern zu richten,“ sagte Ssonja irgendwie verschämt.

„Gewiß: nur Gott allein kann ihn richten, verzeihen Sie mir!“

„Sie sprechen ja so, wie es sich gehört. Was soll ich Ihnen verzeihen?“

„Joseph, wollen wir, wenn es möglich ist, zu dir!“

„Ich kann es noch immer nicht fassen!“ wiederholte Jossif aufstehend.

„Jergendein Frauenzimmer hat wohl Ihrem Bekannten das Leben so sauer gemacht!“ rief Olga Iwanowna ihnen nach.

„Sie meinen wohl, alle sind wie Sie?“ entgegnete Viktor.

Als sie zu dritt in Jossifs Zimmer waren, fing Jossif sofort an, Ssonja nach den Gründen von Adventows Tode auszufragen.

„Ich habe es ja schon gewußt. Es ist vor fünf Tagen geschehen. Dieser Tage kommt die Leiche her.“

„Und du konntest schweigen? Es war eine Sünde von dir, Ssonja!“

Sie fuhr aber fort:

„Er schrieb mir vor seinem . . . bevor er den Entschluß faßte. Er schrieb, daß er sich darin getäuscht habe, worauf er sein ferneres Leben und Glück hatte gründen wollen, und daß ihm in der Zukunft nichts mehr winke. Daß durch diese Täuschung auch alles Vergangene ausgemerzt sei.“

„Was ist denn das? Was ist denn das?“ rief Jossif immer wieder: „Und seine Kunst? Und dann war er ja auch noch nicht so alt.“

„Ja, er war gar nicht alt, aber auch nicht mehr so jung. Außerdem war ihm sein persönliches Leben mehr wert als seine Kunst. In der letzten Zeit war er sehr einsam. Ich rechtfertige ihn nicht, aber ich verstehe ihn. Denke dir nur den Fall, daß du jemand liebtest und auf diesem Gefühl deine ganze Zukunft gründetest, und es sich hinterher herausstellte, daß man dich nicht nur nicht liebte, sondern auch nicht lieben konnte.“

„Ssonja, Ssonja, schweig! Das sagst du mir?“

„Verzeih, Joseph, ich dachte gar nicht an dich; bist du denn in derselben Lage?“

„Michail Alexandrowitsch war einfach viel schwächer, als wir annahmen,“ erklärte Viktor.

„Was weißt du davon, Viktor? Eines fehlte ihm aber, ohne das wir alle zugrunde gehen müssen,“ sagte Jossif.

„Der Glaube?“ fiel Ssonja ein: „Ja, der Glaube wird uns retten und bewahren!“

„Dich wird der Glaube retten und bewahren, Ssonja, denn du bist stark. Mir genügt aber der Glaube nicht. Für mein Glück für meine Rettung brauche ich auch noch etwas anderes . . .“

„Was denn?“ fragte Ssonja leise.

„Ich weiß nicht, wie ich es nennen soll . . . Etwas, was mich umfaßte und aufrecht hielte, etwas, was auch ich aufrecht halten könnte und was außerhalb meiner selbst läge . . .“

„Die Kirche?“ fragte Ssonja noch leiser.

„Vielleicht . . .“ bestätigte Jossif.

Ssonja verstummte, und Viktor rannte unruhig auf und ab. Nach einer Weile sagte das Mädchen nachdenklich:

„Vielleicht überschätzt du auch meine Kraft, Joseph?“

„Ich wäre froh, wenn es so wäre.“

„Warum?“

„Dann wären wir einander näher und verwandter.“

Ssonja sagte nichts und küßte ihn lächelnd. Jossif war zu aufgereggt, um zu Hause bleiben zu können. Obwohl er seine Erregung durch nichts äußerte, begab er sich mit seinem Stiefsohn zu Sascha. Unterwegs fragte er ihn etwas unsicher:

„Weißt du nicht, Viktor, ob Ssergej Pawlowitsch nicht irgendwie mit im Spiele ist?“

„Selbstverständlich! Ich wollte davon in Ssonjas Gegenwart nicht sprechen, obwohl sie es natürlich weiß. Adwentow hat ja mit Besakatnynj zusammengelebt; wie es sich später herausstellte, hat deine Frau den Studenten mit Ljolja verkuppelt und ihre gemeinsame Flucht arrangiert.“

„Sie liebten doch einander . . .“

„Ach, hör' bitte auf! Als ob ich Sserjoscha Besakatnynj nicht kannte! Er liebte Ljolja ebensowenig wie vorher unsern Michail Alexandrowitsch.“

„Wen liebt er denn?“

„Dirnen!“

„Es ist also doch gut, daß die Wahrheit zum Teil ans Licht gekommen ist!“

„Warum ist es gut?“

„Ich verstehe gar nichts.“

„Du bist mit deinen Betschwestern ganz verrückt geworden!“

Da sie eben vor Broskins Türe standen, brachen sie dieses Gespräch ab. Bei den Broskins herrschte eine große, anscheinend nicht unangenehme Aufregung.

„Was ist denn geschehen?“

Sascha schwieg, Marja Iljinischna aber rief aus dem Nebenzimmer.

„Ja, was geschehen ist! Man hat Wassja, Linde, Ssenja und die Traïda verhaftet, und sie werden sich wohl nicht so leicht herauswinden: werden wohl hinter schwedischen Gardinen sitzen müssen und vielleicht auch eine Reise nach Sibirien machen.“

„Was haben sie denn angestellt?“

„Anscheinend etwas sehr Schönes.“

„Sie haben irgendein Mutterföhnchen bestohlen.“

„Wann hat man sie verhaftet?“

„Erst heute früh.“

„Können sie denn wirklich gar nicht freikommen?“ fragte Jossif aus Höflichkeit.

„Ausgeschlossen!“ erklärte Sascha freudestrahlend.

„Worüber freuen Sie sich denn so?“ fragte Viktor böse.

„Ich freue mich gar nicht: ich muß nur über ihre Dummheit lachen.“

„Sie selbst sind nicht viel klüger!“

„Warum?“

„Jekaterina Petrowna hat ja Ihnen das Geld noch immer nicht bezahlt.“

„Sie wird es schon bezahlen,“ sagte Sascha sehr sicher.

Seine Frau fügte hinzu, um dem Wortwechsel ein Ende zu machen:

„Der Wassja wird vielleicht doch noch freikommen.“

„Warum?“

„Weil er beim Verband der echtrussischen Leute ist.“

„Das gibt heute keinen Schutz mehr, meine Liebe!“

„Sind Sie auch beim Verband, Alexander Alexejewitsch?“
fragte Jossif.

„Gewiß,“ antwortete jener.

„Warum, um vor der Polizei sicher zu sein?“

„Nein, das dürfen Sie von mir nicht denken. Ich will Ihnen erklären, warum ich beim Verband bin.“

„Bitte sehr.“

„Weil ich frei sein will und der Ansicht bin, daß man bei der alten, festen Ordnung viel freier leben kann.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Wie soll man solchen Unsinn verstehen?“ versetzte Viktor.

„Das müßte ich lange erklären, aber ich weiß, was ich mir denke. Wenn Sie einen Paß haben und es nicht gar zu arg treiben, so rührt Sie niemand an und es kann Ihnen gegen Ihren Willen nichts geschehen.“

„Und wie ist es bei der neuen Ordnung?“

„Heute geht es ja noch. Aber wenn alles einmal wirklich so wird, wie es die Leute wollen, so werden alle nach dem gleichen Maßstab gestutzt werden, alle werden wie abgewetzte Kupfermünzen gleich sein, und man wird keinen Schritt ohne Bevormundung machen können. Das wird aber niemals sein. Wenn jemand klüger ist oder sonst irgendwie hervorragt, so werden sie ihn einfach vernichten.“

„Warum stehen dann auch hervorragende Menschen an der Spitze der Bewegung?“

„Das ist nur vorläufig so. Oder sie schwindeln: sie befreien uns von der einen Gewalt, um selbst eine noch viel schlimmere Gewalt an sich zu reißen.“

„Sie reden Unsinn, Alexander Alexejewitsch. Joseph, laß uns lieber in die ‚Donau‘ gehen.“

„Warte noch. Sie beteiligen sich also auch an Judenpogroms?“

„Warum soll ich mich nicht beteiligen, wenn ich damit nichts riskiere? Zu einem Pogrom bin ich immer bereit, ganz gleich gegen wen.“

Viktor redete Jossif immer zu, in die ‚Donau‘ zu gehen, während Brostkin die Gäste bat, noch ein wenig zu bleiben. Schließlich einigte man sich darauf, daß die Gäste blieben, aber von Politik nichts mehr gesprochen werden sollte. Sofort erschienen auf dem Tisch Weine und Schnäpse. Jossif, der lange gefastet hatte, war bald beschwipst. Als Ljuba ins Zimmer trat, wandte er sich an sie:

„Nun, wie geht es Ihrem Warysin?“

Sie gab keine Antwort, aber Sascha flüsterte ihm zu:

„Fragen Sie lieber nicht: zu ihm kommt seine Frau gefahren, und dann hört er ganz auf, uns zu besuchen.“

Marja Iljinischna knackte Nüsse und schimpfte immerzu auf die Synkows. Jossif fragte Sascha:

„Kennen Sie auch die Marina?“

„Nur vom Sehen. Sonst bin ich mit ihr nicht bekannt. Gehört sie auch zu der Sekte der Popenlosen?“

„Ja, ich glaube.“

„Warum traf ich sie denn neulich bei einem gleichgläubigen Popen?“

„Sie haben sich wohl geirrt.“

„Nein, Sie können Gift darauf nehmen.“

Jossif schenkte sich ein Glas nach dem andern ein, um durch einen schnellen Rausch alle Gedanken an Adwentows Tod, an Katja und vieles andere, was ihn in der letzten Zeit so sehr ge-

quält hatte, zu vertreiben. Statt süßer Vergessenheit fühlte er aber nur Schläfrigkeit. Die Brozkins wollten ihn bei sich behalten, doch er setzte seinen Willen durch und begab sich beim Morgengrauen zu Fuß heim. Marina machte ihm die Türe auf. Er zog verlegen den Mantel aus und wandte sich von ihr weg. Marina schwieg aber, so daß er doch das erste Wort sagen mußte:

„Warum schlafen Sie noch nicht?“

„Ich bin schon aufgestanden, muß den Teig bereiten.“

„Wo machen Sie das?“ fragte Jossif ganz dumm.

„In der Küche,“ antwortete Marina, ohne zu lächeln.

Jossif setzte sich auf einen Stuhl im Vorzimmer und fragte weiter:

„Sie gehören doch zu den Popenlosen, Marina Parfenowna?“

„Ja. Warum?“

„Wie können Sie ohne Abendmahl leben? Das ist nicht schön!“

„Was soll ich machen?“ entgegnete Marina errötend. „Gehen Sie jetzt schlafen, Jossif Grigorjewitsch, wir wollen nachher darüber reden.“

„Ich gehe schon schlafen, werde Ihnen aber auch nachher sagen, daß es nicht schön ist.“

III

Adwentows Beerdigung fand an einem Vorfrühlingsmorgen statt.

Ein lustiger Wind trieb über den tiefblauen Himmel blendend=

weiße Wolken, blähte die Ornate der Priester und die Schabracken der Pferde auf und zerrte an den Schleiern und Frisuren. Es waren nur wenige Leute dabei: ein paar Schriftsteller, einige plötzlich aufgetauchte entfernte Verwandte und die nächsten Bekannten. Ssonja und Jossif gingen im Zuge nebeneinander, während Jekaterina Petrowna, Tante Nelly, die Dmitrewskijs und einige andere Leute eine größere Gruppe bildeten, in der lebhaft gesprochen wurde. Andrej Sonwisin war aber ganz allein; schlank und kerzengerade, schien er noch jugendlicher und schöner als sonst. In der Kirche kamen noch einige alte Frauen hinzu, die aus Liebhaberei allen Beerdigungen beiwohnen, mehrere zufällig hineingeratene einfache Leute und Kinderfrauen mit ihren Pfleglingen. Niemand weinte; es ging zeremoniell und trocken zu; in die kleine Kirche drang nur die Sonne herein, aber weder der Wind noch die Kälte; man konnte daher meinen, daß im Freien schon der richtige Frühling sei, mit Gras, Bächen und Vogelgezwitscher.

Als alle von der Leiche Abschied genommen hatten, erschien, die gerührten alten Frauen zur Seite schiebend, ein etwas corpulenter junger Mann von mittlerem Wuchs und rosiger Gesichtsfarbe. Da er Zivil trug, erkannte man in ihm nicht gleich auf den ersten Blick Besakatsnyj. Als er den freien Raum vor dem Sarge erreicht hatte, kniete er nieder und begann sich schnell zu bekreuzigen; durch sein Gesicht ging ein Zucken, und sein Zwicker fiel mit leisem Klirren auf die Steinfliesen. Dann trat er zurück und gesellte sich, ohne jemand zu begrüßen, zu der tuschelnden Trauerversammlung; alle wichen vor ihm etwas zurück, und das Tuscheln wollte schon in ein ziemlich lautes Gerede übergehen, als es plötzlich ganz verstummte: Sonwisin ging von der anderen Seite der Kirche auf Besakatsnyj zu, umarmte und küßte ihn, während dieser in Tränen ausbrach. Der Offizier

führte ihn zum Fenster, durch das das Sonnenlicht hereinflutete, und sprach leise tröstend auf ihn ein; so blieben sie beieinander bis zum Schluß der Trauerzeremonie. Jekaterina Petrowna wählte einen passenden Augenblick, ging auf Besfakatnyj zu und fragte leise:

„Und wo ist Ljolja?“

„Sie ist dort geblieben.“

„Was heißt, sie ist dort geblieben?“

„Sie ist dort geblieben,“ wiederholte Sserjoscha.

„Sie wird aber wohl bald kommen?“

„Ich weiß es nicht.“

Jekaterina Petrowna zuckte die Achseln und sagte:

„Sonderbar! Ist sie wenigstens wohl?“

„O ja, gewiß!“

„Das Ganze gefällt mir nicht, Ssergej Pawlowitsch. Sie werden mich natürlich aufsuchen und mir alles genau berichten?“

„Ich danke Ihnen, ich werde aber in den nächsten Tagen gar keine freie Zeit haben.“

Frau Bardow gefellte sich wieder zu den Dmitrewskijs, die sie sofort ins Verhör nahmen; Ssonja und Jossif zogen aber Besfakatnyj ins Gespräch. Aus der Nähe betrachtet, sah er ziemlich verändert aus: sein rosiges Gesicht war trotz des reichlich aufgetragenen Puders nicht mehr so rosig; es war gelb und faltig geworden, der Ausdruck war etwas blöde, die Augen schweiften unruhig herum, und die Bewegungen waren schwerfällig und unsicher.

„Sie haben sich so verändert, Ssergej Pawlowitsch. Fehlt Ihnen was?“

„Mir fehlt gar nichts. Warum glauben Sie, daß mir etwas fehlt?“ fragte er erregt.

„Gott sei Dank! Sie sind wohl noch müde von der Reise. Wann sind Sie angekommen?“

„Heute früh, ich komme direkt vom Bahnhof.“

Ssonja erkundigte sich gar nicht nach Ljolja. Der Wind hatte sich noch nicht gelegt und jagte immer noch ebenso lustig die Wolken und riß den Passanten die Hüte von den Köpfen. Mit seiner Paradeuniform glänzend, holte Andrej unsere Freunde ein. Er stieg aus dem Wagen, ging auf Jossif zu und fragte ihn, ob er ihn nicht in etwa drei Tagen empfangen könne.

„Sie reisen ja bald fort?“ fügte er hinzu.

„Wohin denn? Ich habe gar nicht die Absicht.“

„Wirklich? Sie haben es wohl selbst vergessen, oder irre ich mich?“

„Ich weiß nicht, jedenfalls habe ich keine Reise vor.“

„In diesem Falle möchte ich Sie, wenn Sie gestatten, am Sonnabend besuchen.“

„Ich bitte sehr.“

Jossif bemerkte eine Weile später:

„Andrej Iwanowitsch hat sich irgendwie verändert.“

„Wie meinst du das?“ fuhr Ssonja auf.

„Er sieht auf einmal so wichtig aus.“

„Nein, Joseph, es ist nicht so: er ist von uns nur noch mehr durch irgendein Leuchten getrennt.“

„Das war doch schön, daß er heute auf Bessakatsnj zugeht.“

„Ja, es war sehr schön. Andrej ist nicht imstande, eine unschöne, folglich auch unsittliche Handlung zu begehen. Das Unsittliche liegt ja eben darin, daß wir irgendeine Harmonie stören.“

„Er strömt aber doch immer eine seltsame Kälte aus.“

„Nein, er ist gütig.“

„Ich sage ja nicht, daß er schlecht sei. Aber liebt er jemand?“

„Andrej?! Er liebt alle, alle.“

„Ich meine es nicht so, Ssonja. Ob er auch ganz einfach jemand liebt?“

„Ich weiß es nicht, Joseph. Ist es denn nicht ganz gleich? Ist es so wichtig?“

„Es ist sehr wichtig, Ssonja, wieso verstehst du es nicht? Außerordentlich wichtig! Wie kann man ohne Liebe leben? Ohne Liebe ist alles tot, und auch der Glaube ist tot.“

„Du sagst etwas, was mir ganz neu ist.“

Jossif widersprach nicht und brachte die Rede auf andere Dinge. In Ssonjas Wohnung wurden sie von Viktor erwartet.

„Warum warst du nicht bei der Beerdigung?“ fragte Jossif.

„Ich wollte nicht mit Jekaterina Petrowna zusammenkommen. War Andrej da?“

„Ja. Auch Bessakatnys.“

„Wo kommt der her?“

„Er ist eben aus dem Auslande gekommen.“

„Auch Ljolja?“

„Nein, es heißt, daß sie dort geblieben ist.“

Viktor pffiff durch die Zähne und sagte:

„Nun, was habe ich gesagt, Joseph? Alles hat sich genau so abgespielt. Als ob ich den Sserjoscha Bessakatnys nicht kannte!“

„Ja, Katja hat alles durch diese Flucht verschuldet,“ versetzte Ssonja.

„Was hat Katja damit zu tun?“

„Sie hat ja das Ganze arrangiert.“

„Das wäre auch ohne sie so gekommen.“

Ssonja war beim Teetrinken zerstreut, sprach sehr wenig,

trommelte mit den Fingern auf die Teekanne und sah aus dem Fenster, durch das die Sonne schien, als ob draußen der echte Frühling wäre.

„Was für eine Reise prophezeit mir wohl Andrej Swanowitsch?“

Ssonja blickte ihn ernst an und erwiderte nichts.

„Es würde dir wirklich gar nicht schaden, irgendeine Reise zu machen und neue Luft zu atmen, Joseph,“ sagte Viktor.

„Wohin denn?“

„Man kann schon einen Ort finden. Hatteest du nicht früher die Absicht, mit Broskin irgendwohin zu reisen?“

„Nun, das ist eigentlich keine hervorragende Gesellschaft,“ bemerkte Ssonja.

„Man soll nicht so wählerisch sein. Sascha liebt den Joseph und ist in unseren Wüsteneien ein vorzüglicher Reisebegleiter. Und noch eines, Joseph: schau, daß du dein Geld schneller bekommst; ich fürchte nämlich, daß deine Frau wieder etwas im Schilde führt.“

„Es sind nur noch einige Formalitäten zu erledigen,“ bemerkte Ssonja.

„Was führt denn Jekaterina Petrowna im Schilde?“ fragte Jossif.

„Ich weiß es nicht bestimmt, aber ich hörte, daß sie die Absicht hat, dich für geisteskrank zu erklären, unter Kuratell zu stellen und dein ganzes Geld einzustecken.“

„Was fällt dir ein, Viktor? Du solltest dich schämen!“ rief der Stiefvater aus.

„Warum? Es klingt ja sehr wahrscheinlich,“ bestätigte Ssonja.

„Liebst du denn noch immer Jekaterina Petrowna oder glaubst du an ihre Liebe?“ fragte Viktor.

„Nein, aber ich habe meinen Glauben an die Menschen noch nicht ganz verloren.“

„Jawohl, bei ihr kannst du wirklich auf Mitleid rechnen!“

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Es lohnt sich auch nicht, mit dir darüber zu sprechen, aber Sjonja und ich werden schon auf der Hut sein.“

„Tut, was ihr wollt.“

Auf dem Heimwege schwiegen sie beide. Aber kurz vor dem Ziele fragte Jossif, gleichsam einen Gedanken, der ihn die ganze Zeit beschäftigt hatte, aussprechend:

„Wie glaubst du, Viktor: liebt Sonwisa jemand fleischlich?“

Viktor blickte ihn verwundert an.

„Was fällt dir plötzlich ein, danach zu fragen?“

„Nein, was denkst du darüber?“ bestand Bardow auf seiner Frage.

„Ich denke nichts, aber ich weiß, daß er keusch und jungfräulich ist.“

„Ist es wahr?“

„Es ist wahr.“

Jossif fing nach einer Weile von neuem an:

„Und wenn er nicht jungfräulich wäre, wie wäre er dann?“

„Hör einmal, Joseph: du bist ganz dumm geworden. Woher soll ich es wissen?“

„Ich habe mich falsch ausgedrückt... Wenn ihm sinnliche Regungen nicht fremd wären, so wäre er wohl noch besser, gütiger, heiliger.“

Viktor blieb sogar stehen.

„Joseph, man könnte meinen, daß es deine selige Tante ist, die so spricht, und nicht du. Daß es dir nur nicht einfällt, das selbe deinen Christenbräuten zu predigen!“

„Wer soll denn die Liebe kennen, wenn nicht die Bräute? ...“

Ich wollte dich auch noch fragen, ob Andrej Iwanowitsch dann nicht ebenso wie Adwentow wäre."

"Ich weiß es nicht, Joseph. Was willst du eigentlich von mir?"

"Joseph, laß mich endlich in Ruhe!"

Beim Abschied sagte aber Viktor leise:

"Vielleicht hast du auch recht, Joseph: vielleicht ist Andrej ebenso wie Adwentow. Vielleicht ist er auch aus dem Grunde so jungfräulich. Es ist möglich, daß alles, was du eben sagtest, gar nicht so dumm ist: verzeihe mir!"

"Ich verstehe ja nicht ordentlich zu sprechen!" rechtfertigte sich Jossif.

In den folgenden Tagen war er in Erwartung des angekündigten Besuchs furchtbar erregt. Am Freitag wurde in seinem Zimmer der Boden gewaschen; er stand in aller Frühe auf, wusch und kleidete sich besonders sorgfältig, brachte seine Bücher und sonstige Sachen in Ordnung und ging, ohne zu rauchen, auf und ab. Das Rauchen wurde bei den Sykows überhaupt nicht geduldet. Jossif war es allmählich zu dumm geworden, wegen jeder Zigarette ins Stiegenhaus hinauszulaufen oder sich in seinem Zimmer einzuschließen, und so hatte er sich das Rauchen fast gänzlich abgewöhnt.

Marina kam, die Hände im Rücken, zu ihm ins Zimmer. Sie hatte ein rosa Kleid und ein weißes Kopftuch an und strahlte vor Freude.

"Gott hat mir seine Gnade erwiesen!" sagte sie an der Schwelle, ihm eine große Rose reichend, und fügte hinzu: "Die ist für Sie."

"Woher haben Sie diese Prachtrose?" fragte Jossif, die großen, feuchten, rosa Blütenblätter betrachtend.

"Ein Geschenk von mir. Heute ist ein großer Tag! Ihnen

will ich es sagen: verraten Sie mich aber nicht." Marina sah sich um, ging auf Jossif zu und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich habe heute den Leib und das Blut des Herrn empfangen!“

Sie wurde vor Aufregung selbst ganz rosa und rief laut aus: „Ach, den Leib, den Leib und das Blut des Herrn!“

Jossif fragte flüsternd, noch immer die Blume betrachtend: „Wo denn?“

„In der Nikolajewskaja-Straße.“

„In der Kirche der Gleichgläubigen?“

„Ja.“

„Ich gratuliere Ihnen! Ich bin so froh!“

„Und wie froh bin erst ich, daß ich dieser Gnade teilhaftig wurde!“

Jossif merkte erstaunt, wie schön und jugendlich Marina, obwohl sie stark abgemagert war, an diesem Morgen aussah.

„Nun leben Sie wohl. Sie erwarten wohl Besuch?“

„Es ist noch zu früh.“

„Ja, noch etwas,“ sagte Marina, an der Schwelle stehen bleibend: „Ich muß ja sowieso sterben, darum will ich es Ihnen an diesem großen Tage sagen: Ich liebe Sie, Jossif Grigorjewitsch, ich liebe Sie heiß, nicht wie einen Bruder, sondern so, wie ich meinen Mann liebte, wenn er noch am Leben wäre. Sagen Sie nichts, antworten Sie nichts, wollen wir uns nur wie die Mönche dreimal auf die Wange küssen.“

Und sie berührte mit ihren Lippen dreimal flüchtig Jossifs Wange und schwebte mit leichten Schritten hinaus, den Duft von Weihrauch und Rosen zurücklassend.

Jossif stand lange unbeweglich da, tat dann die Rose in ein Glas mit Wasser, stellte dieses aufs Fensterbrett, setzte sich und wartete. Er hatte an diesem Morgen, ohne es selbst zu merken, noch nichts gegessen und nichts getrunken. Als im Vorzimmer

die Klingel ertönte, wollte er aufspringen und dem Gast entgegenlaufen, seine Beine waren aber wie gelähmt und wollten ihm nicht gehorchen. Er blieb sitzen und drückte die Hand an das wahnsinnig klopfende Herz. Er hörte, wie der Besucher fragte, ob Herr Pardow zu Hause sei, wie er im Vorzimmer verweilte, dann durch den Salon ging, leicht an seine Tür klopfte und fragte: „Darf ich?“ Und dann noch einmal. Seine Zunge wollte ihm auch nicht gehorchen. Schließlich gelang es ihm doch, diese plötzliche Lähmung zu überwinden, und er rief laut und heiser:

„Herein!“

Fonwifin trat ins Zimmer.

„Sie haben mich wohl nicht erwartet und sind erschrocken?“ fragte der Gast.

„Nein, ich habe Sie erwartet . . . wie Sie sehen . . .“

„Was für eine herrliche Rose. Es riecht bei Ihnen nach Weihrauch. Waren Sie in der Kirche?“

„Nein, ich nicht.“

„Glauben Sie nur nicht, daß ich Sie vergessen, daß ich Sie verlassen und an Sie nicht gedacht habe. Wissen Sie, was Ihnen fehlt?“

„Ja, die Kirche, ein wahres Leben und eine lebendige Liebe. Aber wo kann ich sie finden?“

„Wo? Da ist eine Kirche!“ sagte der Offizier, durch das Fenster auf das nächste Kirchenkreuz zeigend.

„Aber welche? Ihrer sind so viele.“

„Es gibt viele Riten, aber nur eine christliche Kirche.“

„Und lebendige Liebe?! . . . Ich habe viel geliebt, und was wurde daraus? Tod und Trauer! Wem soll ich meine Seele geben? Man kann wohl einfach, fleischlich lieben, ohne seine Seele hinzugeben.“

„Es gibt nur eine Liebe! Wenn Sie fleischlich lieben, geben

Sie vielleicht etwas Größeres und Schrecklicheres her. Fürchten Sie nur nicht, das zu verlieren, was wiedergeboren wird: ohne es zu verlieren, können Sie es nicht erhalten. Es gibt nur eine Liebe: zu Gott, zur Braut, zum Bräutigam!"

„Und Sie? Und wie ist es mit Ihnen?"

„Die Rede ist nicht von mir, sondern von Ihnen. Ich bin ein Mensch und kein körperloser Geist, kein seelischer Kastrat."

„Verlassen Sie mich nicht! Ich ergebe mich in Ihre Hand."

„Ergeben Sie sich doch in Gottes Hand."

„Aber durch Sie, durch Sie! Führen Sie mich!"

Jossif wußte kaum, was er sagte, was ihm der Gast antwortete, wie er plötzlich vor Andrej niederkniete und warum ihn jener küßte; er wußte kaum, daß die Unterredung nicht einen kurzen Augenblick, sondern volle zwei Stunden dauerte, und hörte nicht, wie die Kirchenglocken traurig und süß zur Abendmesse läuteten. Ohne das alles zu wissen und zu merken, wußte er doch gut alles, was in ihm vorgegangen war und was er wissen mußte.

Marina kam ins Vorzimmer und sagte mit einer tiefen Verbeugung:

„Andrej Iwanowitsch, lassen Sie sich anschauen."

„Ach, Marina! Nun, wie geht es Ihnen?"

„Gut, sehr gut."

„Grämen Sie sich nicht?"

„Nein." Sie kam einen Schritt näher und fügte leise hinzu:

„Andrej Iwanowitsch, verlassen Sie Jossif Grigorjewitsch nicht, lieben Sie ihn, um des Herrn willen!"

„Sie brauchen mich nicht erst darum zu bitten, Marina!"

„Wir lieben ihn so sehr!"

„Wie sollte man ihn auch nicht lieben? Auf Wiedersehen!"

„Leben Sie wohl. Verzeihen Sie mir, um Christi willen."

Es wurde immer wärmer und wärmer, die Tage wurden länger, und in den hellen Abenden und den Trauergottesdiensten der Karwoche lag schon eine Verheißung der Freude des nahen Osterfestes. Die Abende waren kühl, aber heiter, und Marina saß am Spätnachmittage, ohne Licht zu machen, lange am Fenster, auf die langen Reihen der Häuser, Dächer und Kirchenkreuze und auf den Himmel hinausblickend, der aus Rosa allmählich in ein helles Grün überging, in dem als bebender Punkt der erste Stern strahlte. Sie war allein zu Hause; auch Jossif war zur Abendmesse gegangen. Als im Vorzimmer die Klingel ertönte, mußte sie selbst aufmachen. Die Zimmer waren nur von den Lämpchen vor den Heiligenbildern erleuchtet, und sie erkannte Ssonja nur an der Stimme und der buckligen Figur.

„Darf ich zu Ihnen? Sie sind allein. Wie froh bin ich, daß Sie allein sind: ich muß mit Ihnen so vieles besprechen.“

„Bitte, ich freue mich sehr.“

Sie traten in den Salon, und Ssonja fragte:

„Können wir nicht in Ihrem Zimmer sprechen, Marina?“

„Gewiß, kommen Sie nur.“

Ssonja setzte sich und begann:

„Ich habe eine Frage oder eigentlich eine Bitte an Sie, Marina: wenn Sie wieder hergestellt sind, so nehmen Sie doch mich und Jossif in eines Ihrer Klöster mit: er muß von hier fort, um zu Kräften zu kommen und auszuruhen. Sie sind ja in den Klöstern bekannt, und ich verspreche Ihnen, daß wir das klösterliche Leben durch nichts stören werden.“

Marina antwortete mit einem Lächeln:

„Davon ist natürlich nicht die Rede: schon nach einigen Tagen

werden sich alle über Sie freuen. Warum wollen Sie aber nicht nach einem orthodoxen Kloster gehen?"

„Wir möchten gerne mit Ihnen sein, und dann ist es ja doch nicht dasselbe.“

„Ja, vielleicht. Aber liebe Sofja Karlowna, Sie mögen mir glauben oder nicht, vielleicht sündige ich auch, aber ich muß Ihnen sagen, daß es mir kaum beschieden sein wird, die Reise mit Ihnen zu machen.“

„Warum? Weil Sie noch zu schwach sind? Man kann ja auch noch warten; obwohl je früher, je besser.“

„Nein ich gehe ganz weg, ich sterbe bald. Aber ich will Ihnen einen Brief an die Abtissin mitgeben, daß sie Sie aufnimmt. Eine der Nonnen wird hier die ganze Osterwoche verbringen, und wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist, können Sie ja auch mit ihr hinfahren.“

„Sehr gut, aber ich hoffe immer noch, daß Sie mit uns mitkommen.“

Marina sagte darauf nichts. Nach einer Weile begann sie leise:

„Sofja Karlowna, lieben Sie Jossif Grigorjewitsch? Verlassen Sie ihn nicht, damit mir das Herz nicht weh tut: wenn er sich an Andrej Iwanowitsch und an Sie hält, wird ihm Gott seinen Frieden schenken.“

„Ich liebe Joseph, das wissen Sie Marina.“

Marina beugte sich zu ihr und fragte noch leiser:

„Würden Sie ihn, wenn Sie mit ihm nicht so nahe verwandt wären, heiraten?"

„Was fragen Sie danach? Ist es nicht ganz gleich? Ich liebe ihn von ganzem Herzen.“

„Das ist nicht das Richtige. Ob man heiratet oder nicht heiratet, ist vielleicht wirklich ganz gleich; vielleicht ist es auch besser,

unverheiratet zu sein, wie Andrej Iwanowitsch. Wichtig ist aber, daß man immer zum Heiraten bereit ist. Man muß ohne Scheu vor der Liebe lieben. Viele heilige Frauen waren ja in der Jugend Buhlerinnen, andere von Geburt an jungfräulich; Gott aber machte sie alle reich an der Liebe, die den Grassalm, das Morgenrot, den Menschen und den Schöpfer mit Leib und Seele zu lieben zwingt. Jeder hat seinen Weg, im Menschen muß aber ein lebendiges Feuer brennen. Dann hat man auch Freude. Jossif Grigorjewitsch ist auch so einer, er kannte aber seinen Weg nicht und war blind wie ein neugeborenes Käzchen. Nun wird er sehend, gelobt sei der Heiland!"

Ssonja flüsterte:

„Auch ich kannte den Weg nicht, ich glaubte, ich sei stark, war aber schwächer als der Schwächste. Ich hatte mein Herz absichtlich verschlossen, ich fürchtete und wußte nichts.“

Marina streichelte Ssonja und sprach:

„Es wird alles noch kommen, der Herr sieht Sie.“

„Ich liebe Jossif so sehr, daß ich auch dazu bereit wäre, wovon Sie sprechen. Ich liebe auch Andrej, und Sie, und Viktor.“

Marina kniete vor Ssonjas Sessel nieder, küßte sie und sagte:

„So ist es gut! Der Frühling wird das Eis zerschmelzen. Auch ich liebe Jossif Grigorjewitsch und Sie, Ssonja, und ich weiß, daß ich Sie nicht verlasse, auch wenn ich sterbe, ebenso wie mich mein Pawluschka nicht verlassen hat.“

Ssonja beugte sich über Marina, schmiegte sich mit ihrer schwachen Brust an ihren hageren und heißen Körper und sagte unter Tränen:

„Es ist geschmolzen, es ist geschmolzen, Herr, verzeih es mir! Ich aber glaubte, daß Sie mich nicht lieben und mich verurteilen.“

„Wofür sollte ich Sie verurteilen, Ssonja?“

„Weil ich in jener Gesellschaft war. Sie wissen es doch?“

„Was soll man daran zurückdenken? Nicht jeder kennt seinen Weg, — wer kann seinen Nächsten richten? Das Leben ist aber ohne die Sakramente tot, und die Sakramente sollen von Priestern, die von der Kirche dazu geweiht sind, vollzogen werden.“

Ssonja fragte:

„Kennen Sie denn unsere Priester?“

„Ich kenne sie, aber die göttliche Gnade wird dadurch nicht verringert. Wir lesen ja auch in der Heiligenlegende, daß während ein unwürdiger Priester gefesselt in einer finsternen Ecke lag, ein feuerleuchtender Engel die Sakramente an seiner Statt vollzog. Den Laien aber kam es vor, daß der Priester, den sie als einen sündigen und schwachen Menschen kannten, sich erdreistete, ihnen den Leib und das Blut Christi zu reichen. Die Unwürdigkeit des Priesters geht nur ihn selbst und den Herrn an, aber die Sakramente, die er vollzieht, sind unabänderlich und heilig!“

„Dann sind ja die Gebete dasselbe wie Beschwörungen, und Sakramente wie Zauberei: sie kommen nicht von der Heiligkeit und der Offenbarung!“

„Wer ist größer, weiser und heiliger als der Heiland? In den Gebeten liegt eine große anrufende Kraft — und wenn sie auch ein Zauber ist — was ist dabei? Sie ist heilig und geheimnisvoll: ein Sakrament. Man bedenke nur: Der Mensch wird durch die Taufe zum Leben geboren, durch die zweite Taufe — die Buße wiedergeboren; für die Liebe — durch die Ehe, für die Vereinigung mit Gott — durch die Kommunion: das ist so groß, und wahr und freudig! Wenn Sie Rat suchen, wenden Sie sich an gute und kluge Menschen; wenn Sie geistige Auf-

klärung wollen, — an jemand, der in der Heiligen Schrift belesen ist, und wenn Sie das für das Leben Notwendigste — das Sakrament brauchen — an einen durch ein Sakrament geweihten, die kirchliche Weihe besitzenden Priester. Die Verantwortung des Priesters vor Gott ist groß, aber seine Gewalt über Sie — ganz grenzenlos."

Ssonja weinte nicht mehr und hörte zu. Dann entgegnete sie:

"Sie haben aber wohl auch gelesen und wissen, daß die Gnade zuweilen auch den nicht Geweihten zuteil wird, so daß sie sehend werden und prophezeien können!"

"Das schon, aber sie können keine Sakramente vollziehen. Es ist gut, wenn solche Auserwählte auch noch die priesterliche Gewalt bekommen: dann ist ihre Heiligkeit grenzenlos. Aber durch das Prophetentum allein rettet man noch nicht seine Seele."

"Und Sie glauben, daß es auch heute solche Auserwählte geben kann?"

"Die heiligmachende Gnade versiegt nicht. Es gibt sicher auch heute welche, man muß nur einen scharfen Blick haben, um sie zu sehen."

"Unter den Priestern?"

"Auch unter den Priestern, wohl auch unter den Laien. Der Geist weht, wo er will und wo er ein geeignetes Gefäß findet."

Ssonja schwieg eine Weile. Dann küßte sie Marina, die müde geworden war und gleich ihr schwieg, und flüsterte:

"Ich danke, liebe Schwester, meine Mutter Marina!"

"Was fällt dir ein, liebste Ssonja? Der Herr sei mit dir!"

"Du hast mich lieben, leben und glauben gelehrt!"

"Hör doch auf: lieben hat dich dein Herz gelehrt, und leben — der Wille Gottes. Jossif Grigorjewitsch wird den Weg anfangs schwankend, wie ein kleines Kind von Stuhl zu Stuhl

trippelnd, gehen, dann aber voller Freude zu seiner Mutter laufen und rufen: „Schau, ich kann ja schon gehen!“ Die Mutter wird aber lachen, die Gute wird ihm nicht entgegen kommen, damit er selbst gehen lernt und seine lieben, flinken Beinchen kräftig werden, damit ihm die Angst vergeht.“

Marina verstummte und sagte nichts, als Ssonja sie beim Namen rief. Ssonja zündete eine Kerze an; die Kranke saß blaß, mit geschlossenen Augen da.

„Was ist mit dir? Soll ich dir Wasser geben?“

„Es ist nichts. Ich bin nur sehr müde. Dann denke ich auch noch an etwas anderes . . .“

„Sprich nicht mehr. Es ermüdet und regt dich auf und kann dir schaden. Ich danke dir für alles, was du mir gesagt hast.“

„Nein, es ist etwas anderes. Sag, leidet Jossif Grigorjewitsch keine Not?“

„Wie meinst du das?“

„Hat er eigenes Geld außer jener Erbschaft?“

„Ja, ein wenig. Warum?“

„Dann sollte er die Erbschaft seiner Frau abtreten: so wird er seine Ruhe haben und sie nicht zur Sünde verführen.“

„Ja, ich will es ihm sagen. Er hat etwas Geld, auch ich habe etwas; für uns vier — mit Viktor — wird es schon reichen.“

„Das wäre sehr gut. Sonst kommt von allen Dingen eine große Unruhe, er braucht aber Frieden.“

„Gut, ich will es ihm sagen. Warum kam es uns auch selbst nicht in den Sinn?“

„Sprich mit ihm, Liebste! Da kommen schon die Meinigen, und ich will mich hinlegen.“

Aus dem Nebenzimmer erklangen wirklich Stimmen und ein Lichtschein drang herein. Ssonja ging durch die andere Türe

in den Korridor. Sie war ganz erschlagen, aber glücklich, und merkte ihre Müdigkeit gar nicht.

Jekaterina Petrowna war nach einigen Tagen aufs höchste erstaunt, als man ihr Jossifs Visitenkarte überreichte. Sie saß gerade über den Papieren und Brieffschaften des Vereins, in dem sie jetzt eine führende Rolle spielte und sogar Tante Nelly beinahe verdrängte. Sie blickte den Eintretenden etwas unruhig an und sagte: „Nehmen Sie Platz.“

Jossif begann stotternd:

„Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen: die Erbschaft, die ich dieser Tage bekommen soll . . .“

„Ja?“ sagte Frau Bardow, aufs äußerste gespannt.

„Ich habe die Absicht, dieses Geld auf Ihren Namen einzutragen, oder, wenn Sie es vorziehen und wenn es weniger Formalitäten erheischt, — auf die Erbschaft zu Ihren Gunsten zu verzichten.“

Der Vorschlag kam Jekaterina Petrowna sehr unerwartet, und sie witterte sofort eine Falle. Sie hörte unruhig zu, was ihr Mann noch weiter sagte und wie er ihr stammelnd und mit der ihm eigenen Naivität seinen Plan entwickelte. Als er endlich fertig war, ging Katja auf ihn zu und fragte:

„Sie wollen sich von mir scheiden lassen?“

Jossif blickte sie erstaunt an.

„Nein, ich habe daran gar nicht gedacht. Ganz wie Sie wollen. Ich werde mich kaum zum zweitenmal verheiraten.“

„Sie sind ein edler Mensch, Jossif Grigorjewitsch, und ich bin tief in Ihrer Schuld. Ich weiß und sehe, daß ich Ihrer unwürdig bin, aber was soll ich machen? Wer hat in seinem Leben nie geirrt? Auch ich möchte Ihnen etwas vorschlagen und Sie um etwas bitten: ich weiß, daß Sie auch selbst Geld brauchen.“

„Nein, nein, denken Sie, bitte, nur an sich,“ versuchte sie Jossif zu unterbrechen.

„Nein, ich weiß es. Behalten Sie sich also von der Erbschaft einen gewissen Teil, der Ihre Lage etwas erleichtern könnte. Außerdem möchte ich, daß dies alles unter uns bleibt.“

„Gut, mir ist es ganz gleich.“

„Ich wußte ja, daß Sie darauf eingehen werden, und daß Sie so großmütig handelten, nicht damit alle von Ihrer Großmut sprechen. Ich danke Ihnen. Ich hörte, Sie verreisen bald?“

„Es ist noch sehr unbestimmt . . .“

„Gebe Gott, daß sich Ihr Leben so gestaltet, wie Sie es selbst wollen und wie Sie es verdienen. Reist auch Sonwisin mit Ihnen?“

„Ja, auch Ssonja, vielleicht auch Marina.“

„Auch Ssonja und Marina?“

„Warum wundern Sie sich darüber?“

„Nein, ich fragte nur so.“

Jekaterina Petrowna kam nicht so bald aus dem Staunen: kaum war Jossif fort, als bei ihr Ljolja erschien, die sehr krank und elend aussah und weder von ihrem Aufenthalte im Auslande, noch von den Gründen ihres Zerwürfnisses mit Besfakatnyj vernünftig zu erzählen wußte. Sie sprach zusammenhanglos und unterbrach ihre Rede mit Tränen und Aufschreien.

Als Ljolja fort war, versank Jekaterina Petrowna in Nachdenken. Etwas später erschienen Nelly und Pjotr Pawlowitsch. Frau Bardow ließ die Bemerkung fallen:

„Wir sollten unsere Aufmerksamkeit Ljolja zuwenden.“

„Warum?“

„Sie kann ein nützliches und tatkräftiges Mitglied unseres Vereins werden.“

„Glauben Sie?“

Jekaterina Petrowna nickte mit Kennermiene.

„Ich vertraue Ihrem Scharfblick, Liebste,“ sagte Nelly.

Beim Abschied versetzte Katja wie nebenbei:

„Ja, ich werde die Klage gegen meinen Mann zurückziehen: soll er leben, wie er will; fremdes Geld brauche ich aber nicht.“

„Sie sind allzu großmütig!“ bemerkte Nelly trocken.

Pjotr Pawlowitsch fragte aber:

„Wie ist es dann mit Ihren guten Vorsätzen?“

Frau Pardow unterbrach ihn:

„Der Mensch denkt, und Gott lenkt.“

Nach einer Pause fügte sie hinzu:

„Zu Ostern spende ich den Armen unseres Vereins tausend Rubel. Ich werde das Geld durch Ssergej Pawlowitsch schicken: er ist ja jetzt unser Sekretär.“

„Gewiß, gewiß, Ihr Sekretär,“ entgegnete Pjotr Pawlowitsch.

Nelly kam erst auf der Straße zur Besinnung und fragte:

„Nun, wie kommt es Ihnen vor?“

„Ich muß schon sagen . . .“ erwiderte jener gedehnt.

V

Das Osterfest mit seinem ununterbrochenen Glockengeläute war schon vorbei; irgendwo vor der Stadt waren schon die Bäche von den Hügeln gelaufen, hatten die Auerhähne in den Waldlichtungen gebalzt und die Schneeglöckchen geblüht, aber unsere Freunde saßen noch immer in der Stadt. Marina saß sogar nicht, sondern lag, bald bewußtlos, bald wachend.

Man konnte ihr aber unmöglich die Absicht ausreden, am Toten-
dienstag auf den Friedhof hinauszufahren; sie war am Vor-
abend dieses Tages so aufgeregt, daß der Arzt achselzuckend
sagte: „Versuchen Sie es. Man kann ihr diesen vielleicht letzten
Wunsch nicht gut abschlagen.“ Marina wurde sofort lustig und
schien plötzlich auch rüstiger; man mußte vor ihren Augen einige
rote Ostereier und ein Stück trockenen Ostertuchen in ein Tuch
einbinden, und sie fuhr, von Jossif und Ssonja begleitet, in
einer Mietskutsche zum Friedhof. Als man sie die Stiege hin-
untertrug, lachte sie und scherzte:

„Wartet, wenn wir zurückkommen, lauf ich die Treppe schon
selbst hinauf!“

„Schön, wir werden Ihnen nicht helfen, merken Sie sich
das!“

Sie ließ die Wagenfenster öffnen und blickte gierig auf die
Häuser, die trockenen Bürgersteige, Straßenlaternen und Pas-
santen hinaus, als sähe sie dies alles zum erstenmal.

„Mein Gott, wie lange war ich schon nicht auf der Straße!
Hier, wo früher ein Wurstladen war, ist jetzt ein neumodisches
Friseurgeschäft: die Gehilfen sind Geschäftsteilhaber und nehmen
keine Trinkgelder an.“ Marina lachte plötzlich auf: „Alles macht
man jetzt auf neue Manier!“

So oft sie an einer Kapelle oder Kirche vorbeifuhren, wollte sie
sehen, was für Heiligenbilder innen hingen, und ärgerte sich,
wenn es ihr nicht gelang.

„In Petersburg kennt man gar nicht die Sitte, die Heiligen-
bilder draußen auf der Straße anzubringen, wie in Moskau;
man sieht auch gar keine alten Bilder. Mir gefällt das!“

Als der Wagen sich der Stadtgrenze näherte, fiel Marina
entkräftet in die Lehne zurück und schloß die Augen.

„Bist du müde, Marina?“ fragte Ssonja.

„Ja, ein wenig.“

„Wir sind bald da.“

„Ich weiß.“

Jossif sagte:

„Weißt du noch, Ssonja: im vorigen Jahre um diese Zeit fing ich eben an mich zu erholen und ging zum ersten Male aus.“

„Ja, und dann machten wir eine Fahrt durch die Seen.“

„Ich sah damals zum erstenmal Andrej. Und bald darauf begann mein Roman mit Katja. Am Festtage Mariä Schutz und Fürbitte, sogar etwas früher, hatte man den Pawel ermordet. Und vier Wochen später die Tante.“

„Es war eine schwere Zeit!“ sagte Ssonja.

„Wie seltsam ist doch alles: meine Heirat, dieser Winter und alles: alles scheint zum gleichen Ziele zu führen! Wenn Katja eine andere wäre, so weiß Gott allein, wie es jetzt mit mir stünde!“

„Dann würde Jossif Grigorjewitsch ruhig und ohne Sorge leben, würde mit uns nicht verkehren und sehr glücklich sein.“

„Bin ich denn jetzt unglücklich?“

Der Wagen hielt schon vor einem schmalen, von einem achtspeitzigen Messingkreuz bekrönten Tore. Marina bekreuzigte sich und wollte selbst, ohne fremde Hilfe aus dem Wagen steigen, als ob sie an ihre Krankheit gar nicht dächte; man mußte sie aber an den Armen führen. Sie bewegte die Beine mit großer Mühe und ärgerte sich, daß sie nicht so wie sie wollte über das grüne Gras laufen konnte. Sie wiederholte einigemal: „Gra – as, Gra – as!“ und verstummte. Sie blieb lauschend stehen und blickte unverwandt auf das erste frische Grün der Grabhügel. Auch ihre Begleiter standen schweigend an ihrer Seite.

„Wie merkwürdig: wenn man ein Wort, so wie es einem

in die Seele dringt, immer wiederholt, so begreift man, was es bedeutet. Schau einmal, Ssonja, auf die Blume, wiederhole hundertmal ihren Namen und richte auf sie alle deine Sinne; und du wirst begreifen, was die Blume bedeutet, wirst wissen, wie sie lebt, als ob du alle Bücher durchgelesen hättest, wo diese Blume beschrieben ist; und doch könntest du das, was du weißt, nicht wiedererzählen. Ebenso muß man auch die Worte der Gebete sprechen, um zu erfassen, was sie bedeuten und was ihnen die Kraft gibt. Wenn du tausendmal ausrufst: ‚Herr Jesu Christ, Sohn Gottes‘, so wirst du die ganze Kraft der Worte erfassen und die Gnade herbeirufen. Gras, Gras, Himmel, Erde, Grab!“

Als sie das Grab ihrer Mutter erreichte, verneigte sie sich ohne fremde Hilfe siebenmal bis zur Erde, band schweigend das Tuch auf, holte ein rotes Ei heraus, berührte damit dreimal die Erde und rief laut: „Mütterchen, Christ ist erstanden!“ Dann schälte sie das Ei, zerkrümelte es ebenso wie den Osterkuchen und verneigte sich wieder, während die Vögel schreiend in den noch nackten Zweigen hüpfen und erwarteten, daß die Menschen endlich weggehen.

Marina lag noch immer auf dem Boden. Ssonja berührte sie und sagte leise:

„Marina, es ist für dich zu ermüdend, steh auf, setz dich auf die Bank.“

Marina antwortete nicht und rührte sich nicht.

Ssonja versuchte ihr auf die Beine zu helfen und sagte:

„Jossif, geh einmal in die Wächterwohnung hinüber und hole Wasser: sie ist ohnmächtig.“

Jossif war so aufgeregt, daß er lange kein Wasser finden konnte. Als er endlich mit einer Wasserflasche zurückkam, sah er Marina noch immer auf dem Grabhügel liegen. Ssonja aber war kreidebläß, hielt einen Finger vor den Lippen und flüsterte:

„Still, Joseph: sie ist tot!“

Die Wasserflasche entglitt seinen Händen und fiel ohne zu klirren auf den Boden. Als die Vögel sahen, daß die drei Menschen sich nicht rührten, flogen sie zu den Krümeln herab und begannen, die Hälschen reckend und ab zu feine Schreie von sich gebend, zu picken.

VI

Die längst beschlossene Abreise unserer Freunde wurde durch die zweite Beerdigung nicht verzögert, sondern beschleunigt: Jossif bedurfte nun noch mehr der Ruhe. Andrej, der auch Marinas Beerdigung beigewohnt hatte, besuchte jetzt Jossif jeden Tag, tröstete ihn und sprach mit ihm stundenlang.

Eines Abends, als in Jossifs Zimmer schon Ssonja saß, die einen Brief von Marinas Onkel an die Äbtissin mitgebracht hatte, kam Andrej Iwanowitsch später als sonst und erklärte etwas feierlich und plötzlich:

„Meine Freunde, wir müssen noch etwas abwarten, denn unsere Reise geht nicht ins Kloster, sondern an einen vielleicht noch heiligeren Ort: nach Rom.“

„Nach Rom?“ riefen Jossif und Ssonja wie aus einem Munde.

„Ja, nach Rom. Ein Verwandter von mir, der dort erkrankt ist, will, daß ich zu ihm komme, und ich kann ihm diesen Wunsch unmöglich abschlagen; ebensowenig kann ich euch hier allein zurücklassen; es siele euch auch zu schwer, auf meine Rückkehr zu warten.“

„Ja, viel zu schwer,“ bestätigte Jossif.

„Das geht doch nicht, so unerwartet!“ begann Ssonja, aber Jossif unterbrach sie:

„Nein, Ssonja, wir müssen mit Andrej reisen. Es ist undenkbar, daß wir hier ohne ihn zurückbleiben.“

Andrej ging einmal durchs Zimmer und sagte:

„Ich glaube, ja, ich bin überzeugt, daß es kein bloßer Zufall ist, was uns nach Rom führt. Würde es Sie übrigens nicht interessieren, diese Stadt kennen zu lernen: Sie waren ja noch nie im Auslande?“ wandte er sich an Jossif.

„Nein.“

„In Rom war auch ich noch nicht,“ gestand Ssonja.

Andrej fügte hinzu:

„Je gewaltiger die Ortsveränderung, um so größer wird auch Ihre innere Erneuerung sein.“

„Vielleicht haben Sie recht.“

„Wie schade, daß Marina es nicht erlebt hat, daß sie nicht mit uns reisen kann,“ flüsterte Jossif.

Andrej ging auf ihn zu und sagte laut und streng:

„Sie ist mit uns! Sie ist mit uns! Fühlen Sie es denn nicht?“

„Ich spüre den Duft von Weihrauch.“

„Ich rieche nach Weihrauch, Joseph: ich war eben in der Kirche. Aber Marina ist mit uns, kannst du dir denn etwas anderes denken?“

„Sie ist mit uns!“ wiederholte Sonwifin. Nach einer Weile begann er wieder:

„Haben Sie denn noch nie gehört, wie in der Kirche für das Seelenheil der Verstorbenen gebetet wird, und hatten Sie dabei nicht den Eindruck, daß alle diese unbekanntem Swans, Pjotrs und Pawels sich in großer Schar vor Gottes Thron drängen und für uns bitten? Haben Sie schon einmal den Heiligen-

kalender gesehen, in dem alle die Engel, Propheten, Märtyrer, Apostel, Gerechte, heilige Könige, Jungfrauen und Styliten in ihrer ganzen Herrlichkeit dastehen, und hatten Sie dabei nicht den Eindruck, daß sie uns wie eine strahlende Priesterschar in der Kirche umgeben? Die Heiligen, wir und die Entschlafenen bilden eine einzige Kirche, die in allen lebendig und wirksam ist. Und wenn wir beten, übergeben die armen, lieben, uns verwandten Hände unser Gebet den Fürbittern, damit sie es vor den Thron bringen. Alle, ganz gleich, wie sie lebten, auch Marina, auch Ihr Tantchen, haben dort untrüglich und freudenvoll erfahren, was wir hier nur suchen und woran wir glauben. Sie sind mit uns, sie helfen uns und lieben uns."

Sonwisiu verstummte. Ssonja und Jossif schwiegen, gleichsam lauschend, ob nicht leichte Schritte ertönten, ob die Türe nicht aufginge und die Gestalt in weißem Kopftuch, mit der Rose in der Hand — wie sie Marina am Morgen ihrer ersten Kommunion gesehen hatten — einträte.

„Also nach Rom?“ fragte Ssonja ernst.

„Man schickt uns nach Rom,“ bestätigte Andrej leise, aber bestimmt.

Er stand am Ofen, an der einzigen Stelle, die von den Strahlen der scheidenden Sonne noch erreicht wurde. Jossif erhob sich, ging auf den Offizier zu, ergriff seine Hand und fragte kaum hörbar:

„Andrej, haben Sie die Liebe?“

Jener antwortete, ohne die Augen von der nicht mehr blendenden Sonne zu wenden:

„Ich bin ein Mensch, ich lebe, ich habe den Glauben, — wie sollte ich nicht auch die Liebe haben?“

„Sie sind aber an niemand durch fleischliche Bande gebunden, Sie sind jungfräulich?“

„Ich bin jungfräulich, aber durch unlösbare, irdische, sinnliche Bande gebunden.“

„An wen?“ fragte Ssonja noch leiser, auf den Offizier von der anderen Seite zugehend und seine freie Hand ergreifend.

„Ich liebe Sie und Joseph, am meisten aber den, den auch Sie mehr als alles Lebende lieben.“

„Mit meinen ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit allen meinen Sinnen!“ sagte Ssonja.

„Mit meinem ganzen Herzen, mit meiner ganzen Seele, mit allen meinen Sinnen!“ bestätigte Jonwisin.

„Amen!“ schloß Jossif.

„Alle, die geliebt haben, und alle, die lieben, sind mit uns,“ sagte Jonwisin und küßte beide auf den Mund.

So standen sie nebeneinander, bis das Abendrot erlosch.

Als man Viktor den Entschluß, nach Rom zu reisen, mittheilte, war er gar nicht erstaunt, weigerte sich aber entschieden mitzufahren.

„Ich hatte auch gar nicht die Absicht, ins Kloster zu fahren, um so weniger nach dem Auslande. Glauben Sie nur nicht, daß ich nicht mitfahre, weil ich euch zu wenig liebe. Ich weiß und sehe, daß es für mich noch zu früh ist, euren Weg zu gehen.“

„Bin ich denn viel älter als du, Viktor? Kaum um drei Jahre!“ suchte ihn der Stiefvater zu überreden.

„Es handelt sich nicht um die Jahre!“ entgegnete jener und begann mit den andern die Einzelheiten der bevorstehenden Reise zu besprechen.

Jossif fragte plötzlich:

„Ssonja, wie heißt auf italienisch Rom?“

„Roma.“

„Roma? Das klingt schön: so rund wie eine Kuppel.“

Als Ssonja und Viktor gegangen waren, trat Jossif ans

Fenster und blickte auf die langen Reihen der Dächer und Häuser, die Kreuze der nahen und fernen Kirchen und den weiten Himmel hinaus. Er wiederholte immer wieder das Wort „Roma“, bis die Töne jede Bedeutung verloren und etwas Riesengroßes seine Seele erfüllte, etwas ebenso Mächtiges wie der Himmel und wie die Kuppel eines Domes, wo er die glänzende Schar der Engel und Märtyrer erblickte, eine Menge von Päpsten und altgläubigen Popen, die liebe Marina, das arme Tantschen, Ssonja und Viktor, auch sich, Jossif selbst, Andrej als einen Erzengel, den Schnee auf den Bergen, das Gras auf den Gräbern und Kreuze auf fernen, wunderbaren und nahen, ihm von Kind auf vertrauten Kirchen.

Personenverzeichnis

Jóssif (franz. Joseph) Grigórjewitsch Bárdow
Alexándra (Sáscha) Matwéjewna Bárdow } Jossifs Tanten
Anna (Anja) Matwéjewna Bárdow }
Márja (Máscha) Matwéjewna Dreistúck }
Sófja (Sónja) Kárlowna Dreistúck (Márjas Tochter).

Vater Pjotr, Geistlicher
Jekaterina (Kátja) Petrówna Óserow, seine Tochter
Wiktor (Witja) Micháilowitsch Óserow, ihr Sohn aus erster Ehe.

Jelisawéta (Lisawéta) Petrówna, Gesellschafterin
Barmén, Kutscher
Arina, seine Frau
Dómna, ihre Schwester
Parfén Iljitsch, Bauer
Marina Parfénowna, seine Tochter
Páwel (Páschka) ihr ermordeter Mann.

Iwán Páwlowitsch Jégerew
Michail Alexándrowitsch Udwéntow, Dichter
Sfergėj (Sferjóscha) Páwlowitsch Beszakátnyj, Student
Andrėj Iwánowitsch Fonwisin, Offizier
Udeláida Plátónowna Dmitrěwskij
Jeléna (Ljólja) Iwánowna Dmitrěwskij, ihre Tochter
Alexander (Sáscha, Schura, Schúrka, Sánja) Alexéjewitsch
Bróskín
Márja Iljínischna Bróskín, seine Frau
Jákow Sachárowitsch Sýtow
Olga Iwánowna, seine Frau.

Gedruckt bei der
Hof=Buch= und =Steindruckerei
Dietsch & Brückner in Weimar

Michael Kusmin

Geschichten

Einzige vom Verfasser autorisierte
Übertragung aus dem Russischen von
Edgar Mesching

*

Mit Bignetten von Konstantin Somoff
3. Auflage. Geh. M. 5.—, geb. M. 7.—

*

Berliner Tageblatt:

Kusmin ist nicht mehr der russische Dichter, den man nach einer Seite als Russen agnoszieren kann. Vom slawischen Leben dringen zwar noch immer Akkorde wie von entfernter Musik in seine Kunst, im allgemeinen liebt sie aber schon fremde Kulturen, einen internationalen, historischen Boden, und hinter ihr steht kein Volk, sondern ein Individuum. Die Liebe zwischen Männern spielt in Kusmins Geschichten eine besonders plastische Rolle und beherrscht die Novelle „Flügel“. Das dumpfe Werden durch Vorurteile, Angst, Ahnen und Ahnungslosigkeit einer besonders schmerzlichen Pubertät ist mit wunderbarer Bestimmtheit geschildert. — Die beste Novelle, „Aimé Leboeußs Abenteuer“, ist mit großem Raffinement gemacht, anschaulich erzählt und hat die Handlungsfülle eines ausgewachsenen Romans. Sie spielt vor der Revolution in Frankreich, Italien und Deutschland, bietet die denkbar reichste Abwechslung an erotischen Abenteuern und ist voll aufregender Ereignisse.

M u s a r i o n V e r l a g / M ü n c h e n

Michael Rusmin

Taten des großen Alexander

Deutsch von Ludwig Rubiner
2. Auflage

*

Geh. M. 3.50, geb. M. 5.50,
in Halbpergament M. 10.—

*

Frankfurter Zeitung:

„Die Taten des großen Alexander“ sind ein Buch, an dem man nicht vorübergehen darf. Es ist beileibe keine Lebensbeschreibung, was Rusmin hier gegeben hat, sondern vielmehr eine Vision sich jagender Bilder: nicht groß, ein wenig schielend, rothaarig stürmt Alexander an uns vorüber. Über seinem ganzen Leben liegt der Hauch des Fremden, Geheimnisvollen, wenn man will Überstinnlichen. Er vermählt sich mit Roxane. Aber die Königin bleibt Jungfrau. Ein schöner Jüngling liebt den König — er bleibt über den Leidenschaften. Er empfindet nur als König, als Göttersohn, — man kann auch sagen: als Instrument des Himmels — kaum mehr als Mensch. — Das alles ist mit großer Kunst gemalt, und jene Stellen sind dem Dichter am besten gelungen, wo das Grauen, die Grausamkeit oder die

Erotik von Alexanders Umwelt ihre
Flammen aufwirbeln
lassen können.

*

M u s a r i o n V e r l a g / M ü n c h e n

Fjodor Sologub

Der kleine Dämon

Roman. Autorisierte Übertragung von
Reinhold von Walter

4. — 9. Auflage

*

Geb. M. 5. —, geb. M. 7.50

*

Das literarische Echo:

Sologubs „Kleiner Dämon“ ist ein Buch, das man gerne liest und über das man gerne schreibt, seinem furchtbaren Stoffe, der Tatsache zum Trotz, daß es Seite für Seite vom Schmutze eines für westeuropäische Begriffe schier unglaublich niedrigen Alltags geradezu pappt. Dies grausame Buch bedarf einer energischen Abwehr der Insinuation des Naturalismus und seiner Lust zu stinken. Sologub steht hoch über dem Verdachte, mit den Widrigkeiten seines Wertes Sensation beabsichtigt zu haben. Er ist auch kein Theoretiker des Materialismus, sondern ist Dichter durch und durch und blickt, besonders aus ein paar sparsam eingeflochtenen reflektierenden Bemerkungen, mit den ernstesten, echt menschlichen Augen eines vornehmen Ethikers.

*

M u s a r i o n V e r l a g / M ü n c h e n

Leonid Andrejew
Die Geschichte
von den sieben Geheulenen

Deutsch von Lully Wiebeck

*

3. — 6. Auflage. Geh. M. 3.50, geb. M. 5.00

*

Fünf Terroristen — drei Männer und zwei Frauen — werden unmittelbar vor Ausführung eines Attentats verhaftet und zum Tode durch den Strang verurteilt. Zugleich mit ihnen ein Mörder, ein halb idiotischer Kutscher, und noch einer, ein verwegener Zigeuner, der im Gerichtssaal den Geruch eines wilden Tieres um sich verbreitet. Andrejew schildert nun die Tage, die diese Sieben vor der Urteilsvollstreckung in ihren Zellen verbringen und die in jedem eine furchtbare Veränderung hervorbringen. Wohl noch nie sind mit solcher Meisterschaft die Grenzgefühle zwischen Tod und Leben aufgedeckt worden. Schließlich fahren die Verurteilten früh vor Tag mit der Bahn an den Ort der Urteilsvollstreckung. Das Urteil wird an je zweien zugleich vollstreckt. Die eine Frau geht zuletzt — allein.

*

M u s a r i o n V e r l a g / M ü n c h e n
